

DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

15. JAHRGANG
JULI-SEPT. 1986



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz,
Dr. E. Hannmann, Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1–15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Rainer Laun	
Historische Blitzableiter	
Eine unbeachtete Gattung technischer	
Kulturdenkmale	85
Eckart Hannmann	
Das Schloß in Tübingen	
Sanierung des Süd- und Westflügels	93
Wolfgang Seidenspinner	
Industriearchäologische Bodendenkmale	
Bodenurkunden zum Bergbau als Zeugnisse der	
Technik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte	102
Burghard Lohrum/Hans-Jürgen Bleyer	
Notizen zum Bauen und Wohnen im ausgehenden	
Mittelalter (3)	
Dargestellt an südwestdeutschen Hausbauten	
Bopfingen, Spitalhof 1: Seelhaus, Wohnen einer	
Gemeinschaft	112
Wolf Deiseroth	
Der Ortskernatlas Baden-Württemberg	121
Egon Schallmayer	
Die Villa rustica „Alter Weg“ bei Großsachsen,	
Gemeinde Hirschberg, Rhein-Neckar-Kreis	
Archäologische Denkmalpflege zwischen land-	
wirtschaftlichen Bedürfnissen und öffentlichem	
Interesse	125
Mitteilungen	133
Buchbesprechung	135

Titelbild: Tübingen, Schloß. Aquarell um 1620 aus dem Skizzenbuch des Tübinger Schloß-
hauptmannes Nikolaus Ochsenbach. Die Südostansicht zeigt detaillierte Farbangaben.
Zum Beitrag Eckart Hannmann: Das Schloß in Tübingen

Rainer Laun: Historische Blitzableiter

Eine unbeachtete Gattung technischer Kulturdenkmale

Eripuit coelo fulmen sceptrum tyrannis
(Er entriß dem Himmel
den Blitz und das Szepter den
Tyrannen)

*Hexameter d'Alemberts aus Anlaß der Aufnahme
B. Franklins (des Erfinders des Blitzableiters) in die
französische Akademie*

„Was di alten fabelhaft geleret haben, das di verwägenen menschenkinder, Japets künes geschlecht, das feuer vom himmel auf die erde herab geholet haben, das ist zu unseren zeiten, in ansehung des blizes, zu wirklichkeit gekommen . . .“

Mit diesem Satz aus dem Vorwort seiner 1786 erschienenen Blitzableiterkunde (Lit. 3) hat der in Süddeutschland berühmte Physiker und Blitzableiterspezialist Johann Jakob Hemmer auf die revolutionierende Erfindung unseres Betrachtungsgegenstandes hingewiesen, den er als „Weltweisheit“ feiert: Er sieht nämlich in der Bändigung des „himmlischen Feuers“ mit Hilfe des Blitzableiters einen Vorgang, der mit der in der Mythologie überlieferten Tat von Prometheus (Sohn des Titanen Japetos) vergleichbar ist: beide Male wurde das Feuer von Menschen auf die Erde geholt.

Benjamin Franklin (1706–1790) wies 1752 mit einem Drachen experimentell nach, daß der gefürchtete Blitz eine elektrische Entladung ist, indem er feststellte, daß das „himmlische Feuer dem Metalle ebenso gerne nachläuft als das elektrische“ und überdies „fein und fließig“ sei. Diese Erkenntnis bewog ihn, die Schutzvorrichtung des Blitzableiters zu entwickeln, den er noch im selben Jahr auf seinem Haus in Philadelphia installierte. Ihm folgten bald Tausende in Nordamerika und Europa.

Die wissenschaftliche Klärung der zuvor unerklärlichen und unheimlichen meteorologischen Erscheinung des Blitzes ist vor dem Hintergrund einer seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzenden Expansion in der Entwicklung der technischen Wissenschaftsdisziplinen zu sehen, die den „Aufbruch ins Industriezeitalter“ einleiten. Dessen Stationen und Phänomene sind Gegenstand eines immer noch zunehmenden Interesses, da die Folgen unsere Gesellschaft und unser Weltbild nachhaltig beeinflussen.

Verbreitung in Süddeutschland

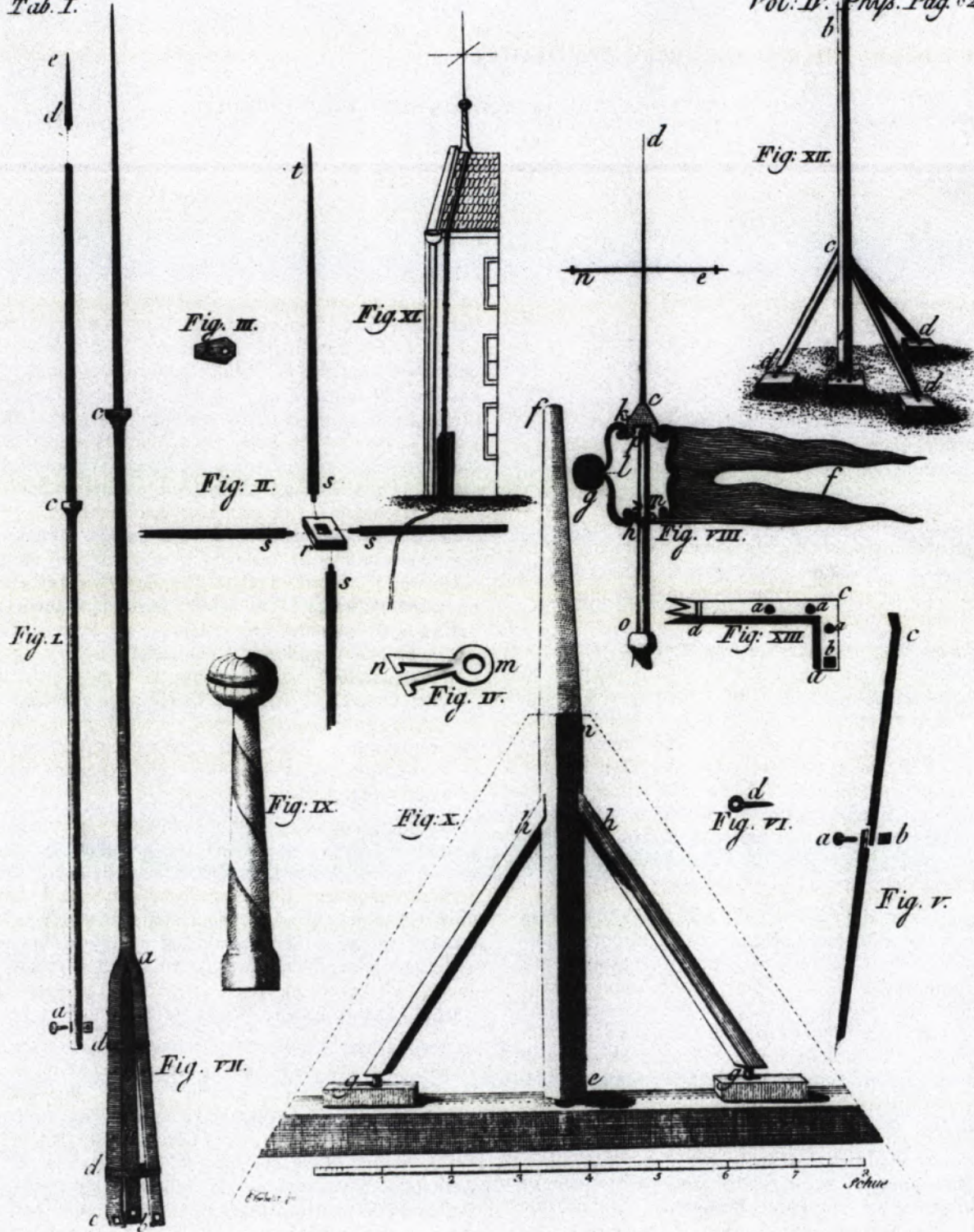
Die erste in Deutschland errichtete Blitzschutzanlage befand sich auf dem Jakobi-Turm in Hamburg (1769). Erst seit Mitte der 70er Jahre begann man sich auch in Süddeutschland für diese nützliche und unersetzliche

Erfindung zu interessieren. In Johann Jakob Hemmer – dem Leiter des 1776 eingerichteten kurfürstlichen physikalischen Kabinetts in Mannheim – fand sich ein damals weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannter Wissenschaftler, der engagierter Befürworter dieser Einrichtung war und findiger Techniker dazu. Durch zahlreiche Versuche, Gutachten und seine für 20 Kreuzer selbst bei Pfarrern erhältliche Erläuterungsschrift, in der dargestellt wird, wie „Wetterableiter an allen Gebäuden auf die sicherste Art anzulegen“ seien (Frankfurt 1786), bemühte er sich um die Vertiefung und Verbreitung seines Wissens. Dank der Aufgeschlossenheit Kurfürst Carl Theodors wurde bereits noch in den späten 70er Jahren begonnen, nach und nach „die öffentlichen Gebäude des Staates, der Kirche und der Gemeinheiten (= Rathäuser)“, nicht zu vergessen auch die Pulvermagazine und viele Adelssitze, mit „Wetterstangen“ zu versehen. Es handelte sich also um Gebäude, die wegen ihrer exponierten Lage und ihrer herausragenden Größe, aber auch wegen ihrer Bedeutung und ihres Wertes besonders gefährdet bzw. schützenswert waren.

Dank Hemmers exakten Angaben und verschiedenen Bildtafeln (Abb. 1) in seinen Abhandlungen (Lit. 1–3), war es jedem Schmied in Zusammenarbeit mit einem Schlosser möglich, Blitzableiter nachzubauen. Es wird überliefert, daß er sogar mehrfach Hausmodelle mit meist zwei minuziös wiedergegebenen Wetterstangen und zugehörigem Ableitungssystem angefertigt hat, da er wegen Überlastung nicht allen Aufträgen von auswärts an Ort und Stelle nachkommen konnte.

In der Markgrafschaft Baden fiel dem als Professor der Physik und Mathematik am akademischen Gymnasium in Karlsruhe tätigen Johann Lorenz Boeckmann (1741–1802) dieselbe Aufgabe zu. Auch er hat eine umfangreiche Abhandlung „Über Blitzableiter“ (Karlsruhe 1782) verfaßt. Viele der hier wiedergegebenen Zitate sind aus der von seinem Nachfolger Gustav Friedrich Wucherer 1830 herausgegebenen, erweiterten Auflage dieser Schrift entnommen (Lit. 4/5), die auch eine Bibliographie der wichtigsten historischen Literatur zum Thema enthält und auf einer Tafel den Kenntnisstand der zeitgenössischen Blitzableitertechnik wiedergibt (Abb. 2).

Im benachbarten Herzogtum Württemberg hatte seit 1783 Herzog Carl damit begonnen, ebenfalls Blitzableiter auf seinen Schlössern und anderen Gebäuden anbringen zu lassen, nachdem 1782 durch einen Blitzschlag nahezu fast ganz Göppingen abgebrannt war. Nach Hemmers Beratung, die er auch per Inserat in der „Stuttgardischen privilegierten Zeitung“ am 31. Mai 1783 anbot, wurde hier J. Fr. Groß tätig. Ende der 80er



1 EINE DER FRÜHESTEN DARSTELLUNGEN HISTORISCHER BLITZABLEITERTECHNIK. Die fünfspitzige Wetterstange von Joh. Jak. Hemmer (1780): Fig. XI: Modellhafte Abbildung des gesamten Ableitungssystems mit hölzernem Kasten über der Erdungsstelle. Fig. I: Wetterstange mit aufschraubbarer Kupfer- oder vergoldeter Eisenspitze (e). Fig. VII: Wetterstange des Schwetzingers Schlosses mit unten angeschmiedeten Aufsteckschienen (a), Federn (d) und einer Verdickung (c) als Auflager für das liegende Spitzenkreuz. Fig. II: Waagrechttes Spitzenkreuz, bestehend aus Befestigungsplatte (r) und einschraubbaren Querstangen (s). Fig. IX: Blecherner „Stiefel“ oder Manschette zur Ummantelung des Bereichs, in dem Helmstange und Blitzableiter aufeinander befestigt sind. Fig. V: Ableitestange (und Detail einer Anschlußstelle). Fig. VIII: Anleitung zur Anbringung einer Windfahne, wie sie sich beispielsweise auf dem Dachreiter der Schwetzingers Schloßkapelle befindet (siehe Abb. 5).

Jahre waren in Württemberg 180, 1827 bereits 1253 Gebäude mit Blitzableitern versehen, wovon sich alleine 392 in Stuttgart befanden.

Vorurteile und Fortschrittsgläubigkeit

„Da der Blitz vorzüglich die Metalle liebt, so wird er wahrscheinlich, wenn er in der Nähe derselben vorbeifährt, solche ergreifen, und daher vorzüglich sich auf Gebäude stürzen, die viel Metall an oder in sich haben...“ Derartige, fast rührend anmutende populärwissenschaftliche Erklärungsversuche konnten dennoch nicht ändern, daß die neue Erfindung zumindest anfangs „bei weitem nicht sogleich den thätigen Beifall (fand), den sie verdiente“, obgleich sie es doch zum ersten Mal ermöglichte, sich „wider den schmetternden, tödenden Strahl des Blitzes“ zu schützen.

Es bedurfte daher der umständlichen schriftlichen „Beruhigung über die neuen Wetterableiter“. Im Zusammenhang mit der „Beleuchtung einiger Vorurtheile in Ansehung der Donnerwetter und Blitzableiter“ erfahren wir wesentliche Gründe für die generellen Vorbehalte eines Großteils der Untertanen: Dabei scheinen an erster Stelle religiöse Gründe wohl nicht nur „schwacher ängstlicher Seelen“ maßgebend für die Bedenken gewesen zu sein. Man fürchtete, das neue Hilfs- bzw. Abwehrmittel bedeute einen unzulässigen Eingriff

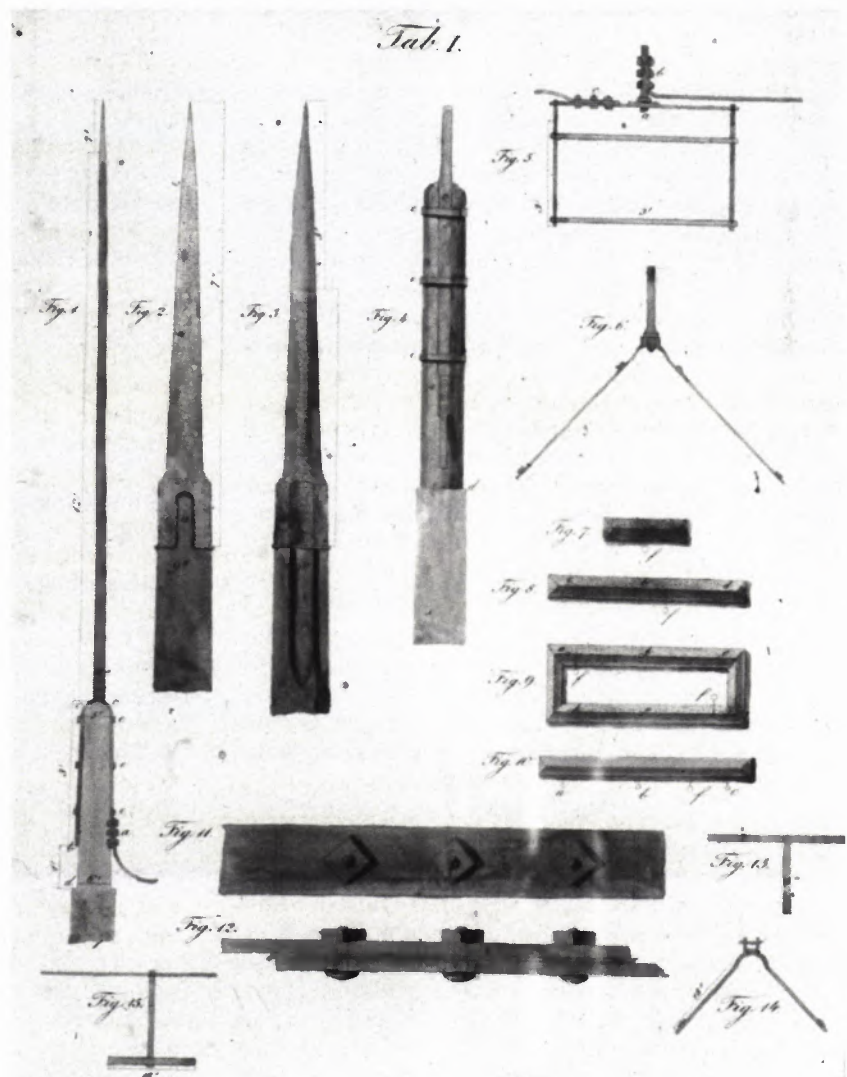
in die göttliche Fügung, da der Blitz für ein Zeichen des Himmels oder ein Werkzeug des göttlichen Zorns u. ä. angesehen wurde. Auch wenn aufgeklärte Gesellschaftskreise Gewitter, Blitz und Hagel als Naturschauspiel anzusehen in der Lage waren, und derartige Naturerscheinungen Thema der Poesie und der heroischen Malerei waren, wurde die Erlebniswelt der einfacheren Leute bezüglich derartiger Vorgänge noch lange von Angst, Ohnmacht und heiliger Scheu bestimmt. Dies hängt damit zusammen, daß die Mehrzahl der Bürger von den neuen physikalischen und meteorologischen Forschungsergebnissen und Erklärungen zu (Un-)Wettererscheinungen eben doch noch lange keine ausreichende Kenntnis bekam. Vielmehr war das Denken noch bestimmt von traditionellen kirchlichen und volkstümlichen Bräuchen, Handlungen, Einrichtungen und Erklärungen (Wetterheilige, Wettersegnen, Wetterkreuz, Wetterkerze, Flurumgänge, Bauernregeln usw.).

Besonders bezeichnend sind in diesem Zusammenhang die Bemühungen um ein Verbot des „schädlichen und lebensgefährlichen Mißbrauchs“ des Wetterläutens, das in Baden erst 1808 durchgesetzt werden konnte, nachdem zuvor regelmäßig Todesfälle durch Blitzeinschlag in Türme während des Läutens der Glocken bei Gewitter zu beklagen waren.

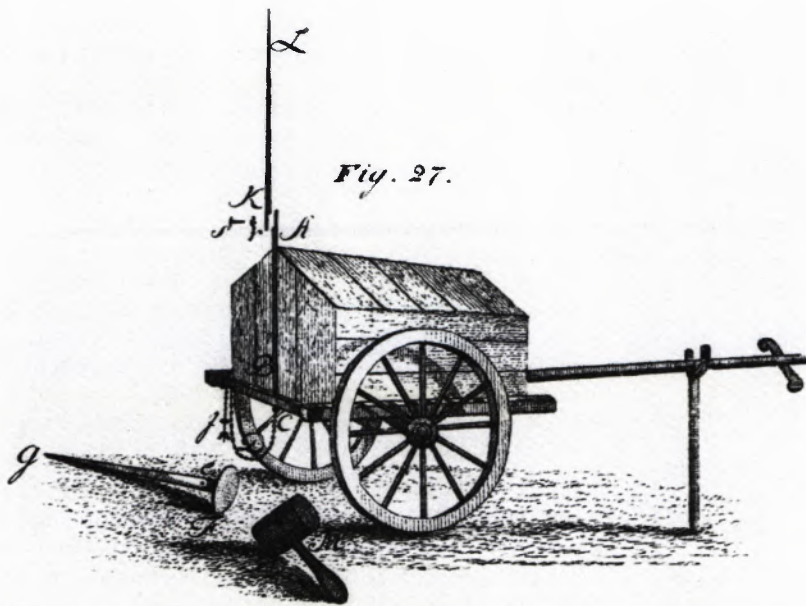
Aberglauben, Religion und Bauernweisheit haben den

2 BAUANLEITUNG für einen einspitzi- gen Blitzableiter (nach Boeckmann/ Wucherer 1830):

Spitzstange (Fig. 1), die mittels einer „Gabel“ (ac/bc) und Federn auf einem eichenen Pfahl (Fig. 4) befestigt wird. Abschraubbare, teilvergoldete Kupferspitze (Fig. 2/3). Verschiedene Sattelgestelle (Fig. 5/6) zur Befestigung auf verschiedenen Dach-/Gebäudetypen. Schematische Darstellung für die Anordnung von Blitzableiterstangen auf verschieden großen Dächern (Fig. 7–10). Verbindung der ableitenden Flacheisenbänder (Fig. 11/12).



3 SCHÄFERKARREN, der bei Gefahr mit einer Blitzableiterspitze (L) versehen werden konnte. Die Erdung erfolgte über einer Kette (C). Zur Ableitung ins tiefere Erdreich diente ein langer Nagel (G). Der Erfinder Joh. Jak. Hemmer hat diese Darstellung 1784 veröffentlicht.



Rahmen abgesteckt, in dem die Menschen Erklärungsmöglichkeiten suchen und sich Abwehrversuche ausdenken mußten gegen witterungsbedingte und klimatische Unbilden, denen sie nahezu wehrlos ausgeliefert waren. Die Schilderung der Umstände bei einem Gewitter, das der Engländer Charles Burney in Freising erlebt hat, soll als authentisches Stimmungsbild diesen Gesichtspunkt noch einmal aus der Sicht eines aufgeklärten Zeitgenossen verlebendigen: „Man hat mir gesagt, die Bayern wären in Philosophie und anderen nützlichen Wissenschaften wenigstens 300 Jahre weiter zurück als die übrigen Europäer. Man kann's ihnen nicht ausreden, die Glocken zu läuten, so oft es donnert, oder sie dahinbringen, daß sie an ihren öffentlichen Gebäuden Blitzableiter anbrächten . . . Die ganze Nacht hindurch bimmelten die Freisinger mit ihren Glocken, mich an ihre Furcht zu erinnern und an die Gefahr, worin ich mich befand. Ich legte meinen Degen, meine Pistolen, Uhrenkette und alles, was als Conductor den Blitz anziehen könnte, so weit von mir als möglich auf die Matratze. Ich hatte mich vorher nie vor einem Gewitter gefürchtet, aber jetzt wünschte ich eines von Dr. Franklins Betten zu haben, die an seidenen Schnüren in der Mitte eines großen Zimmers aufgehängt werden“ (aus: *Musikalische Reisen*, Hamburg 1773, Bd. 2, Seite 133, zitiert nach Freund [Lit. 11]).

Einen weiteren Grund zum Mißtrauen gegenüber Blitzableitern sah man in der für physikalische Laien sicherlich schwerverständlichen Tatsache, daß der „entsetzlichen Gewalt der Donnerstrahlen“ durch eine so unbedeutende metallene Stange und ein geeignetes Ableitungssystem Einhalt geboten werden könne.

Andere wiederum befürchteten, ein Blitzableiter werde die Gewitterwolken wie ein Magnet herbeiziehen und „die Blitzstrahlen, die sonst vielleicht vorbeigeflogen wären, eben dorthin locken“ und die Gefahr des Blitzeinschlags mehren. Auch wurde gemutmaßt, daß der Blitzableiter den Blitz unter Umständen zurückweise und dadurch besonders benachbarte Häuser gefährde, weshalb es bei der Installation von Blitzableitern hier und da zu Animositäten und sogar Tötlichkeiten von seiten der umgebenden Bewohner gekommen sein soll.

Alle diese Gründe konnten auf längere Sicht nicht verhindern, daß „die Kunst, Thürme und andere Gebäude vor den schädlichen Wirkungen des Blitzes durch Ableitung zu bewahren“ überzeugte. Die neue Erfindung führte insbesondere in der führenden Gesellschaftsschicht zu einer gewissen Fortschrittsgläubigkeit, die sich darin äußerte, daß sogar Kutschen, Schäferkarren (Abb. 3), ja sogar Schirme und Spazierstöcke mit Blitzableitern ausgerüstet werden mußten. Dies ist freilich eher als kulturgeschichtliches Kuriosum anzusehen und ähnlich zu bewerten wie auch die zeitgenössischen Versuche, verschiedene ungeeignete Materialien (beispielsweise Stroh) als Blitzableiter zu verwenden oder der Versuch, Hagelableiter zu entwickeln.

Erscheinungsbild, Konstruktion und Entwicklung

Im Gegensatz zu den heutigen unscheinbaren Blitzableiteranlagen handelt es sich bei den historischen Exemplaren um aufwendigere „Maschinen“, mit denen die Gebäude nach Hemmers Worten „bewaffnet“ wurden. Eine historische Ansicht des Astor-Hauses in Walldorf aus dem Ende des 19. Jahrhunderts (Abb. 4) ist besonders geeignet, das Erscheinungsbild der historischen Blitzableiter in Erinnerung zu rufen, das mit unwesentlichen Änderungen über 150 Jahre lang die Dachlandschaft der meisten größeren und bedeutenderen Gebäude mitgeprägt hat. Es ist in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, daß es sich mit den vielen (heute ebenfalls zumeist verschwundenen) historischen Kaminen ähnlich verhalten hat, die überdies oft als Basis für Blitzableiter dienten. Auch legen zahlreiche Vorkriegsfotos noch Zeugnis von der Verbreitung dieser technischen Einrichtung in ihrer historischen Form ab.

Dem aufmerksamen Beobachter wird zumindest jetzt, nachdem er auf diese verhältnismäßig unzugängliche und entlegene Objektgattung technischer Kulturdenkmale hingewiesen wurde, kaum entgehen, daß trotz vieler (vor allem Kriegs-)Verluste doch noch hier und da originale Exemplare erhalten sind: im Rhein-Neckar-Kreis haben sich beispielsweise in Hockenheim (Rathaus), Hirschberg-Leutershausen (Wasserturm, Gräflich Wisersches Schloß), Neckarbischofsheim (Neues

Schloß), Reichartshausen (Evangelische Kirche), Reilingen (Rathaus) und Schwetzingen (mehrere Exemplare) historische Blitzableiter aus verschiedenen Zeiten erhalten, die noch um einige Beispiele vermehrt werden könnten.

Zu den frühesten von Hemmer in Süddeutschland installierten Blitzableitern zählen die auf dem Schwetzingener Schloß, weshalb diese für uns besonders interessant sind. Mit ihrer Errichtung wurde am 17. „häumonat“ (Juli) 1776 begonnen. Hemmer beschreibt in den Forschungsberichten der „Academiae Theodoro-Palatina“ (Lit. 1) in zeittypischen, etwas umständlichen Worten, wie er bei der Montage der drei Auffangstangen auf den beiden Schloßtürmen und auf dem Dachreiter der Hofkapelle vorgegangen ist, indem er sie nämlich auf den vorhandenen Helmstangen mit Federn hat befestigen lassen. Dabei wurde eine 1726 datierte Wetterfahne wiederverwendet (Abb. 5/Abb. 1, Fig. VIII).

Diese drei Schwetzingener Exemplare stellen den Prototyp dar für den im 18. Jahrhundert vorherrschenden fünfspitzigen Blitzableiter, der dank Hemmers ausgehnter Beratungstätigkeit weitverbreitet war. Es handelt sich hierbei um eine mit einer Spitze versehene Stange, die zusätzlich mit einem waagerechten Stabkreuz ausgestattet ist (Abb. 6). Eine Variante dieses Blitzfängers zeigt nach oben gerichtete gerade oder gebogene Spitzen. Beispiele davon finden sich noch auf der Moschee (Abb. 7) und dem Wasserwerk im Schwetzingener Schloßgarten (Abb. 8).

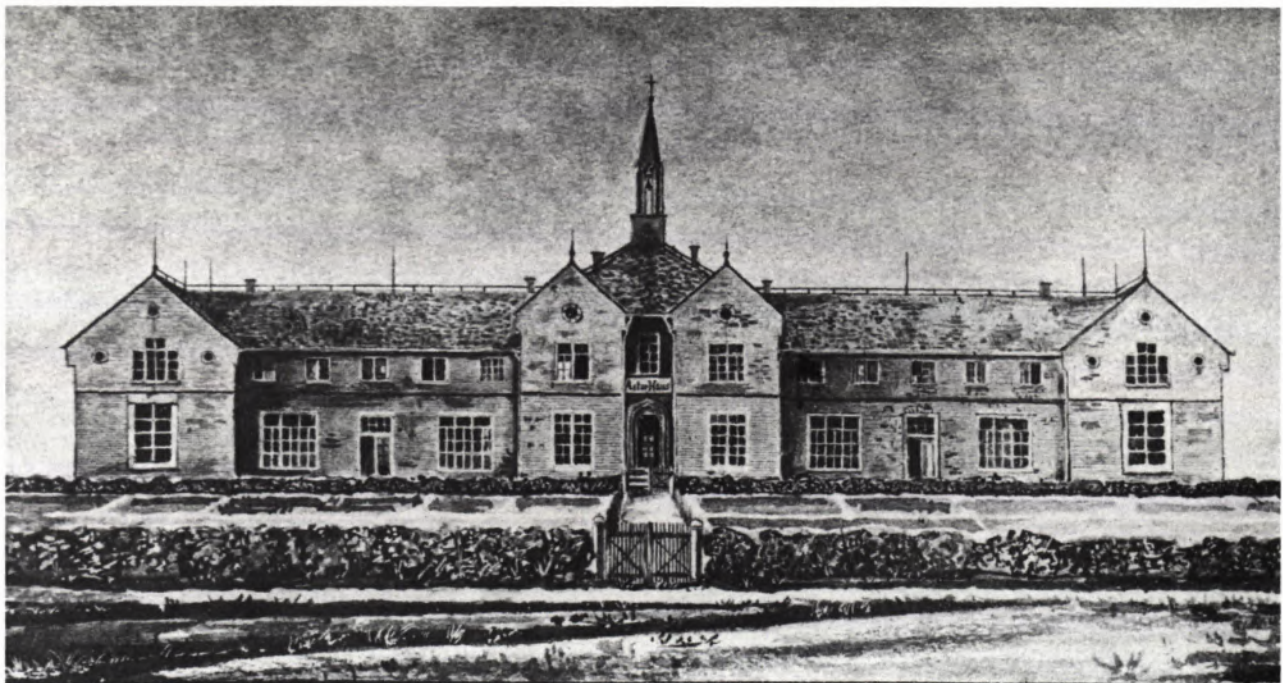
Diese zunächst als vorteilhaft, bereits Ende des 18. Jahrhunderts und später als nachteilig und sogar ästhetisch verunstaltend beurteilte Frühform eines Blitzableiters wurde im 19. Jahrhundert zugunsten eines Eisenstabes (Rohres etc.) mit nur einer Spitze aufgegeben

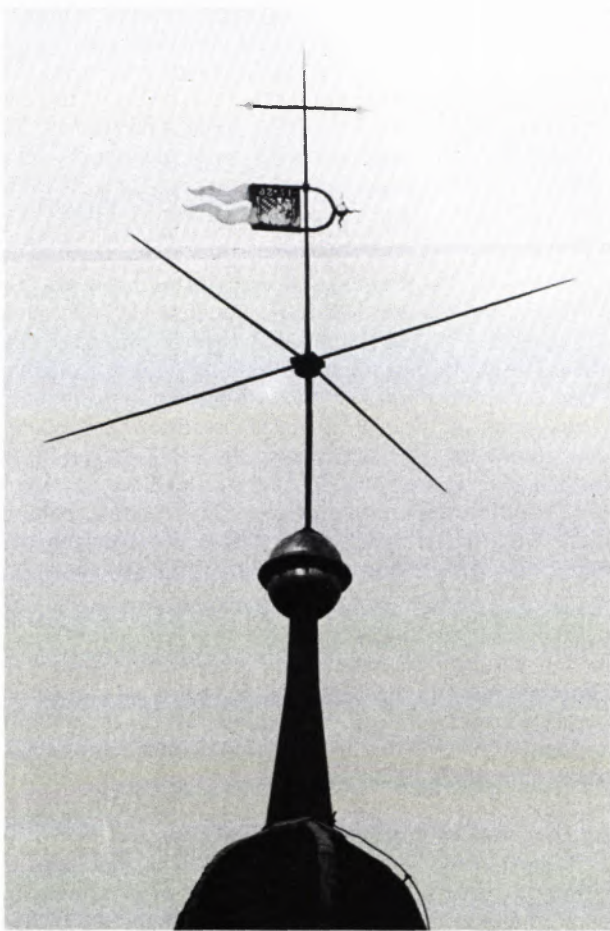
(Abb. 2). Die Spitze war in der Regel separat aufgeschraubt, um im Schadensfall (Schmelzen) oder wenn sie korrodiert war, ausgetauscht werden zu können. Sie war meist aus Kupfer, konnte aber auch aus Messing oder Platin bestehen. War sie aus Eisen, mußte sie in jedem Fall teilvergoldet werden, wie dies noch sehr schön an dem intakten Blitzableiter auf dem Wasserturm in Hirschberg-Großsachsen aus dem Jahr 1893 zu sehen ist (Abb. 9).

Die Anzahl, Anordnung und der Abstand der ein bis mehrere Meter hohen Blitzfänger richtete sich nach den Maßen des Gebäudes und der Topographie des Daches. Die Auffangstangen wurden an einem eichenen Stab, auf Helmstangen oder sonst auf einem geeigneten Sattelgestell montiert und im Dachstuhl oder an Kaminen verankert. Vielfach waren die vierkantigen oder runden Eisenstäbe bzw. Rohre auch mit Kugeln, Kreuzen, Windfahnen und dergleichen verziert bzw. kombiniert. Dadurch erhielten die höchsten Erhebungen der betreffenden Gebäude einen zusätzlichen Akzent.

Außer den bisher genannten Beispielen sei noch auf den Blitzableiter auf dem Schloß des Grafen von Wiser in Hirschberg-Leutershausen hingewiesen (Abb. 10). Der dort befindliche Blitzableiter (der wahrscheinlich mit dem ursprünglichen identisch ist) ist zusammen mit anderen in einer Notiz in der Mannheimer Zeitung aus dem Jahre 1782 als beispielhaft erwähnt, da er ebenso zu den frühen Exemplaren in unserem Bereich gehört. An ihm sind nachträglich die Zeiger für die Himmelsrichtungen und die entsprechenden Buchstaben hierfür montiert worden. Es ist überliefert, und es gibt noch andere erhaltene Exemplare, die belegen, daß man früher gerne die Möglichkeit wahrnahm, an exponierter Stelle die Windrose zu zeigen. Kistner (Lit. 8) schreibt speziell von in Stuttgart errichteten Spitzenkreuzen, bei denen

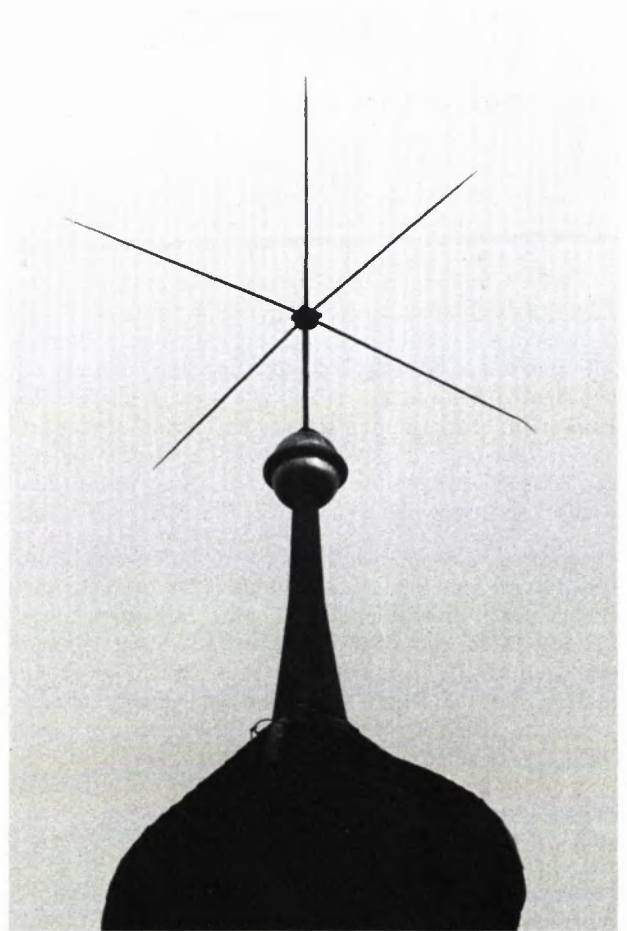
4 DAS ASTORHAUS IN WALLDORF (Rhein-Neckar-Kreis) mit der Wiedergabe seiner originalen (heute nicht mehr existenten) Blitzableiteranlage aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Das Bild entstammt der 1888 erschienenen Walldorfer Chronik von Stocker.) Viele öffentliche Gebäude waren mit vergleichbaren Anlagen ausgestattet, die meist im Verlauf des 20. Jahrhunderts ausgetauscht wurden.





5

7



6



5 SCHWETZINGEN, SCHLOSS. Fünfspitziger Blitzableiter, 1776 errichtet auf dem Dachreiter der Schloßkapelle. An der Wetterstange ist außer einem Kreuz auch noch eine 1726 datierte Windfahne angebracht. Die technischen Details dieser hier gewählten Lösung und Konstruktion hielt der Erfinder Joh. Jak. Hemmer für so grundlegend, daß er sie 1780 mit einer ausführlichen Beschreibung versehen auf einer Abbildungstafel in einem wissenschaftlichen Magazin veröffentlichte (siehe Abb. 1).

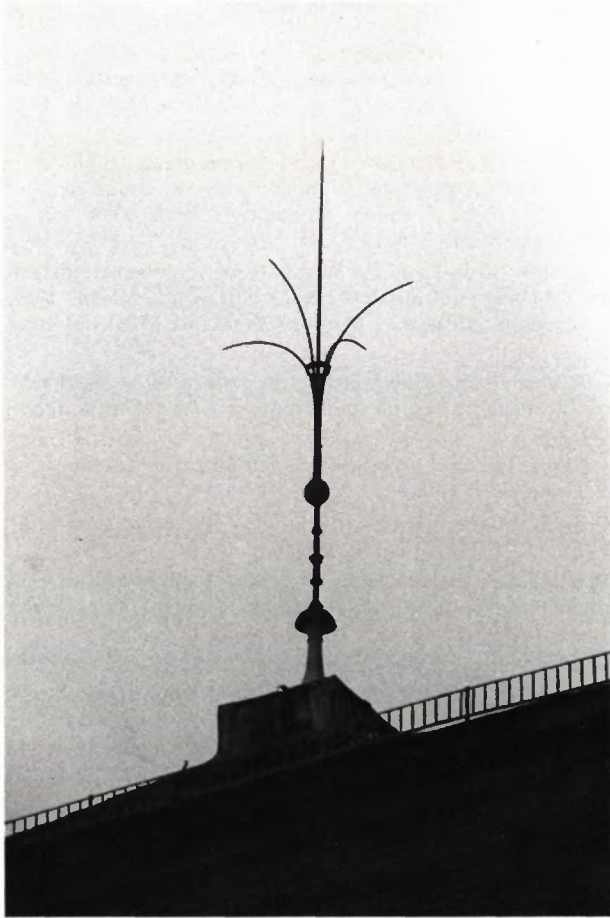
6 SCHWETZINGEN, SCHLOSS. Standardausführung eines noch originalen fünfspitzigen Blitzfängers auf einem der Schloßtürme. Man sieht deutlich, daß die in Abb. 1 dargestellten Details mit der Ausführung hier identisch sind.

7 SCHWETZINGEN, SCHLOSSGARTEN, MOSCHEE. Der Blitzfänger auf der Moscheekuppel ist eine (im 19. Jh. erneuerte?) Variante der fünfspitzigen Wetterstangen, die gerade Spitzen zeigen. Er ist überdies ein Musterbeispiel dafür, wie verhältnismäßig harmlos er sich in den vielgliedrigen Aufbau der Zieraten an der Helmstange einordnet.

8 SCHWETZINGEN, SCHLOSSGARTEN, OBERES WASSERWERK. Der fünfspitzige Blitzableiter mit nach oben und auswärts gebogenen Spitzen ist baugleich mit denen auf den Minaretts der Moschee im Schloßgarten und dürfte zum Originalbestand gehören.

9 HIRSCHBERG-GROSSACHSEN (Rhein-Neckar-Kreis), Blitzableiter auf dem Wasserturm der ehem. Spiritus- und Preßhefefabrik Müller und Feder, erbaut 1893. Auf zahlreichen Privathäusern, vornehmlich der Zeit des Historismus, haben sich unserem Beispiel vergleichbare „Wetterstangen“ erhalten. Die verhältnismäßig große Höhe läßt sich hier im Vergleich mit dem Leitungsmasten gut abschätzen.

10 HIRSCHBERG-LEUTERSHAUSEN, Gräflich Wisersches Schloß. An dem einspitzigen Blitzableiter sind wohl zu späterer Zeit die Buchstaben der Windrose und eine Wetterfahne montiert worden.



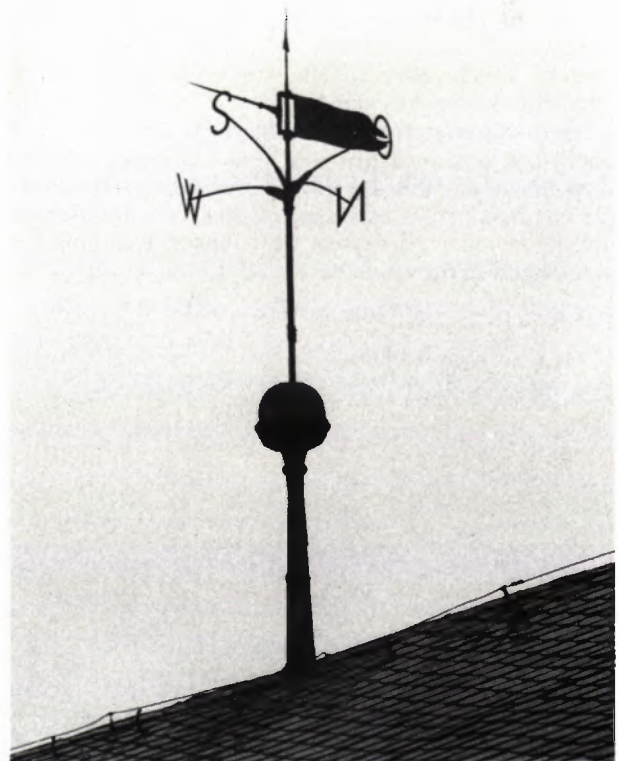
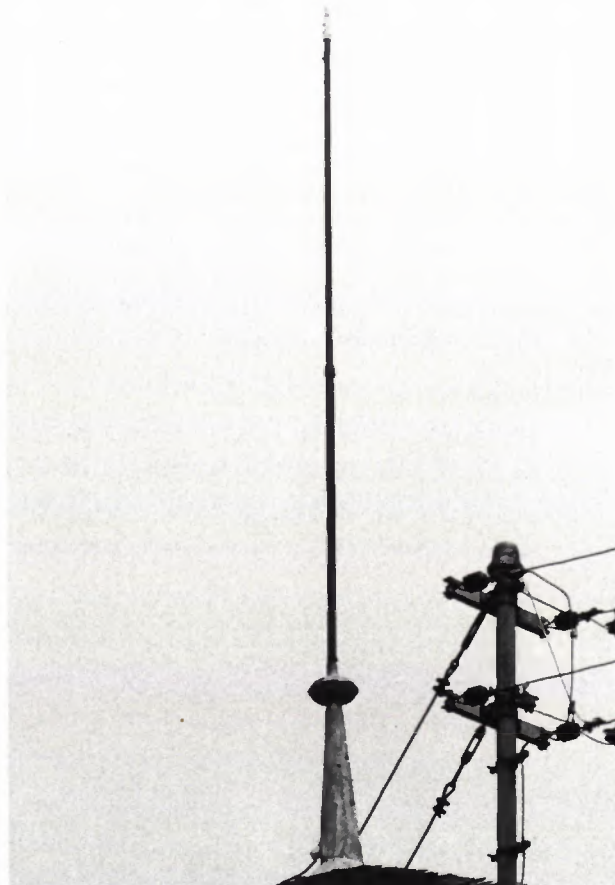
8
9

der nordwärts orientierte Arm durch eine Kugel (manchmal auch durch einen Pfeil) gekennzeichnet war, so daß man gleichzeitig einen Kompaß erhalten hat (Abb. 11). Das zur Auffangstange gehörende (wohl nirgends mehr original erhaltene) Ableitungssystem bestand aus kettenähnlich aneinandergefügten Stangen oder Bändern aus Eisen, Bleistreifen, gebündelten Eisenfäden, Kupferseil und ähnlichem. Das Wichtigste dabei ist „die vollkommene metallische Kontinuität“, d. h. die ununterbrochene Ableitung ins Erdreich, möglichst in einen Brunnen oder an Metallrohre. Die Erdung mußte über geeignete Abstandshalter erfolgen.

Zusätzlich zu der Einrichtung des Blitzableitersystems wurde von Fall zu Fall – beispielsweise beim Mannheimer Schloß – von Hemmer noch gefordert, daß alle Metallteile und Verwahrungen am Dach zusätzlich untereinander zu verbinden seien. Diesem verteuernenden Vorschlag fügte sich der Architekt Nikolas de Pigage notgedrungen auch, und zwar mit dem Argument, daß Hemmer „bei etwaigem Zufall (Blitzeinschlag) keine Ausrede belassen werde“. In Schwetzingen hat Hemmer zusätzlich die Uhr (samt Zifferblatt und Schlagwerk/Glocken) mit einem Kupferdraht geerdet, da der Blitzableiter in der Nähe vorbeigeführt werden mußte und ein Überspringen des Blitzes nicht auszuschließen war.

Die Kosten für eine Blitzsicherungsanlage beliefen sich bei Privathäusern auf 22 rheinische Gulden, während größere Anlagen wie die der Mannheimer Jesuitenkirche 500 Gulden und die des Mannheimer Schlosses ca. 1200 Gulden gekostet hatten.

10



91



11 REILINGEN (Rhein-Neckar-Kreis), Rathaus. Auf dem Dachreiter befindet sich noch der historische Blitzableiter mit Nordpfeil.

Die weitere Entwicklung im 19. Jahrhundert bringt keine grundlegenden Änderungen des Systems und keine wesentlich neuen Erkenntnisse. Vielmehr ist man sich selbst noch 1904 nicht ganz im klaren über die Wirkungsweise von einzelnen Vorgängen (Lit. 13). Bestimmte konstruktive Details wurden verfeinert, unzulängliche Lösungen verbessert und auch Form und Konstruktionsvarianten entwickelt, die alle – sofern sie überhaupt noch erhalten sind – von Interesse sind im Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte dieses für uns heute so selbstverständlichen und unscheinbaren Baudetails, zu dessen vertiefender Kenntnis wir gerne noch Hinweise hätten.

Literatur:

1. Johann Jakob Hemmer, Nachrichten von den in der Churfürstlichen Pfalz angelegten Wetterableitern, in: Acta Academiae, Theodoro Palatinae, Mannh. 1780, vol. IV, pars. phys., S. 1–85 (mit einer Tafel)
2. Johann Jakob Hemmer, Quos superiore quinquennio variis locis posuit Conductores fulminis paucis hic enumerat, in: Acta Academiae Theodoro Palatinae, Mannh. 1784, vol. V, pars. phys., S. 295–320, Tafel XII
3. Johann Jakob Hemmer, Wetterableiter an allen Gattungen von Gebäuden auf die sicherste Art anzulegen, Mannh. 1788, 2. erweiterte Auflage (d. Auflage Frankfurt 1786) mit einer Tafel
4. Johann Lorenz Boeckmann, Über Blitzableiter, Karlsruhe 1782; zugänglich war nur die erweiterte Ausgabe, herausgegeben von:
5. Georg Friedrich Wucherer, Über Blitzableiter, Karlsruhe 1830 (mit einer Tafel)
6. Oscar Mothes (Hrsg.), Illustriertes Baulexikon, Leipzig/Berlin, 1874, Bd. 1, S. 419–423
7. Adolf Kistner, Joh. Jak. Hemmers erste Blitzableiter in Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen, in: Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. 18, 1917, Sp. 18–22
8. Adolf Kistner, Württembergische Blitzableiteranlagen von Joh. Jak. Hemmer, in: Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. 21, 1920, Sp. 134–137
9. Adolf Kistner, Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Carl Theodors, Mannheim 1930, S. 81–93
10. H. Bächtold-Stäubli, E. Hofmann-Krayer (Hrsg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin/Leipzig 1925 ff., Bd. I, „Blitz“, Sp. 1399–1419, und Bd. IX, „Wetter...“, Sp. 508 ff.
11. Karl Freund, Hemmers Blitzableiter, in: Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. XXVI, 1925, Sp. 205–207
12. Fr. Walter, Geschichte Mannheims ..., Mannheim 1907, S. 619/620
13. Emil Spiller, „Blitzableiter“, in: Handbuch für Architekten, Stuttgart 1904, III. Teil, Bd. IV, S. 148–166
14. Heinrich Meidinger, Geschichte des Blitzableiters, Karlsruhe 1888

Freundliche Hinweise gab Frau Dr. Hiltrud Heber, Karlsruhe, folgende Institutionen waren behilflich: Heidelberg, Universitätsbibliothek (Fernleihe), Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, Walldorf, Vereinigung W. Heimatfreunde (J. Hermann).

*Dr. Rainer Laun
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe*

Eckart Hannmann: Das Schloß in Tübingen

Sanierung des Süd- und Westflügels

Nach mehrjährigen Sanierungsarbeiten konnte 1985 der erste Bauabschnitt zur Erneuerung des Tübinger Schlosses, die Instandsetzung des Süd- und Westflügels, abgeschlossen werden. 1987 wird wahrscheinlich mit dem zweiten Bauabschnitt, der die Instandsetzung des Ost- und Nordflügels, des Unteren Tores und die Gestaltung der Außenanlagen umfaßt, begonnen. Die Kosten für beide Bauabschnitte werden mit ca. 40 Millionen DM veranschlagt. Nachdem bereits Anfang der siebziger Jahre der Haspelturm renoviert worden ist, dürfte dann zu Beginn der neunziger Jahre der gesamte umfängliche Schloßkomplex nach insgesamt zwanzigjähriger Bauzeit grundlegend erneuert sein. Schon die lange Bauzeit und die relativ hohen Kosten zeigen, daß das Schloß einer sehr tiefgreifenden Erneuerung unterzogen wurde und für die Zukunft noch wird. Diese Sanierungsmaßnahmen sind vom Umfang her allenfalls vergleichbar mit den Anfang des 19. Jahrhunderts durchgeführten Maßnahmen, als das Schloß zur Aufnahme von Universitätsinstituten umgebaut wurde. Ein Blick auf die Baugeschichte des Tübinger Schlosses kann die mit der Sanierung verbundene denkmalpflegerische Problematik, vor der das mit der Instandsetzung beauftragte Universitätsbauamt und das Landesdenkmalamt standen, erläutern.

Baugeschichte

Die erste urkundliche Erwähnung der mittelalterlichen Burg, des *Castrum Twingia*, stammt aus dem Jahre 1078, als König Heinrich IV. die Burg erfolglos belagerte. Im 14. Jahrhundert waren die Eigentümer der Burg, die Pfalzgrafen von Tübingen, infolge großzügiger Schenkungen – sie gründeten beispielsweise das Benediktinerkloster Blaubeuren, das Prämonstratenserkloster Obermarchtal und das Zisterzienserkloster Bebenhausen – so verarmt, daß sie 1342 ihren Herrschaftsbereich an die Grafen von Württemberg verkauften. Von diesem Zeitpunkt an ist die Geschichte des Tübinger Schlosses eng mit der württembergischen Geschichte verknüpft.

Über das Aussehen der mittelalterlichen Burg und ihre Baugeschichte ist fast nichts bekannt. Ende des 19. Jahrhunderts durchgeführte Grabungen, bei denen auch Fundamente im heutigen Schloßhof gefunden wurden, legen die Vermutung nahe, daß die Burg wesentlich kleiner als das jetzige Schloß war. Außerdem wird vermutet, daß einige Flügel des heutigen Baues im ehemaligen Zwingerbereich stehen und die innere Burgmauer und äußere Zwingermauer benutzen.

Ein neues Kapitel in der Baugeschichte wurde 1507

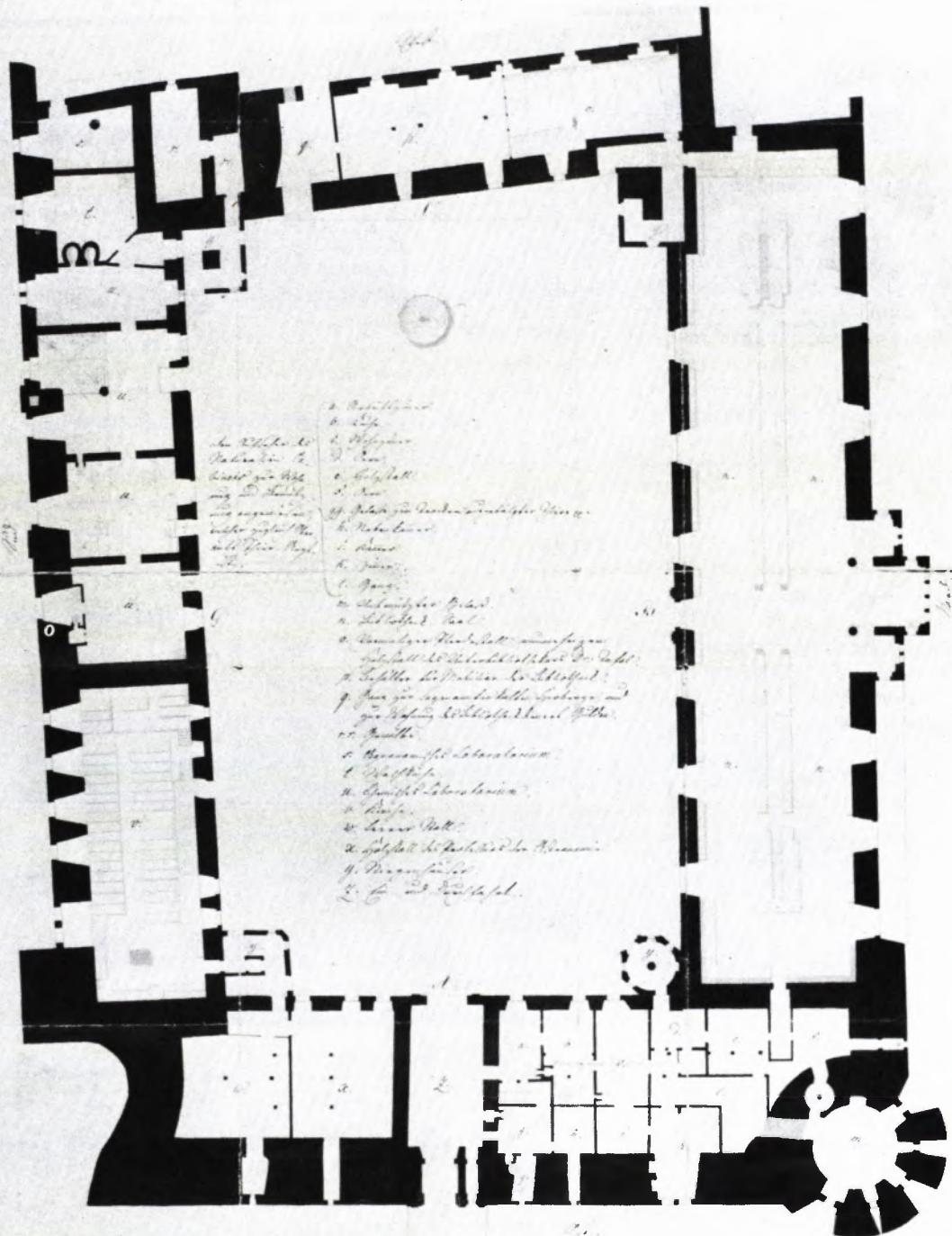
1 TÜBINGEN VON SÜDEN. Aus der *Topographia Sueviae* von M. Merian 1643.



A. Das Fürstliche Schloß. B. S. Georgen Stijff. C. Der Vniversität heiff. D. Das Fürstliche Stipendium. E. Das Rathskauff. F. Die Bürg.

Vorstadt
 im Ortsteil Maria Theresien

18. Jhd.

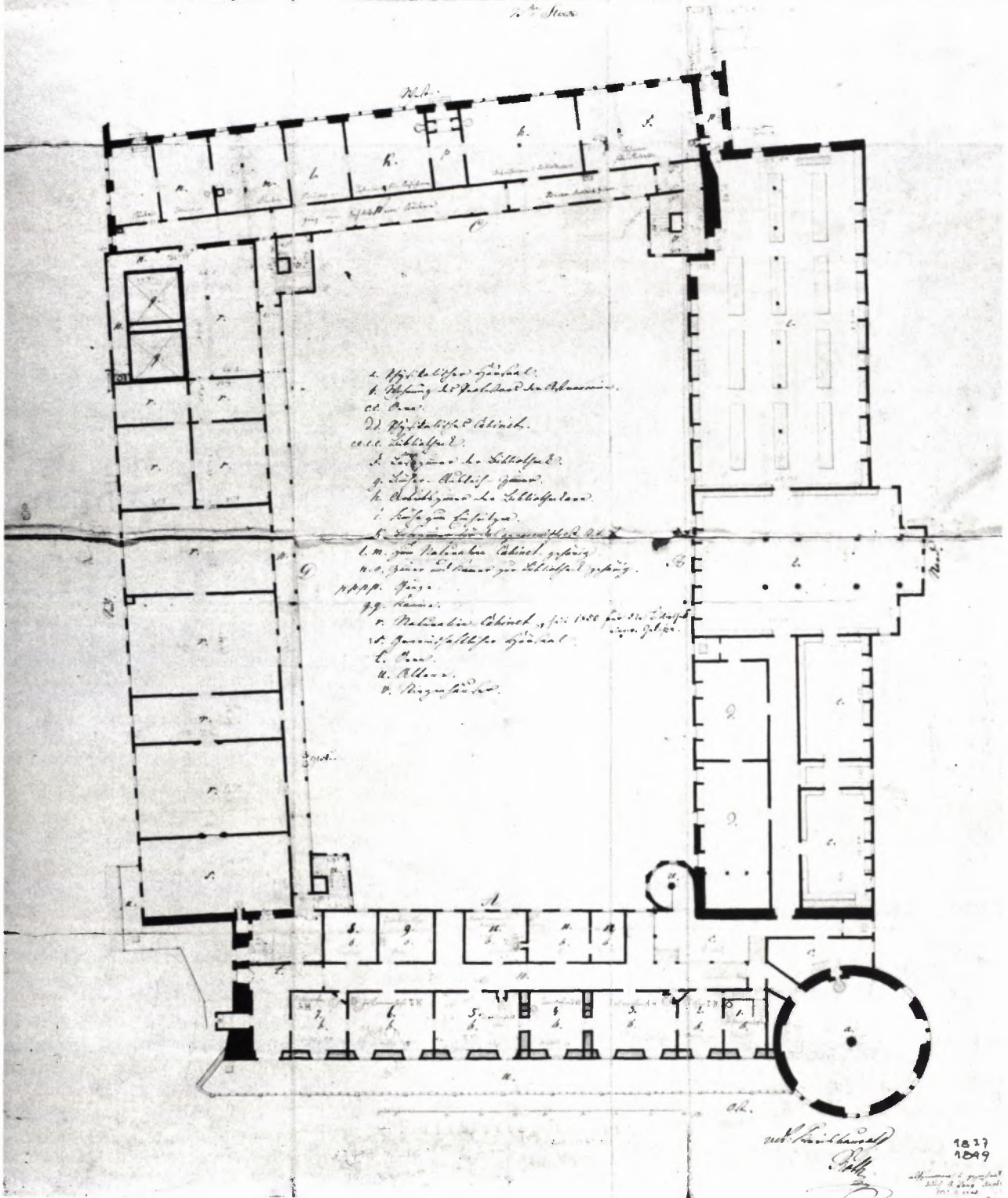


Handwritten signature or note at the bottom right of the plan.

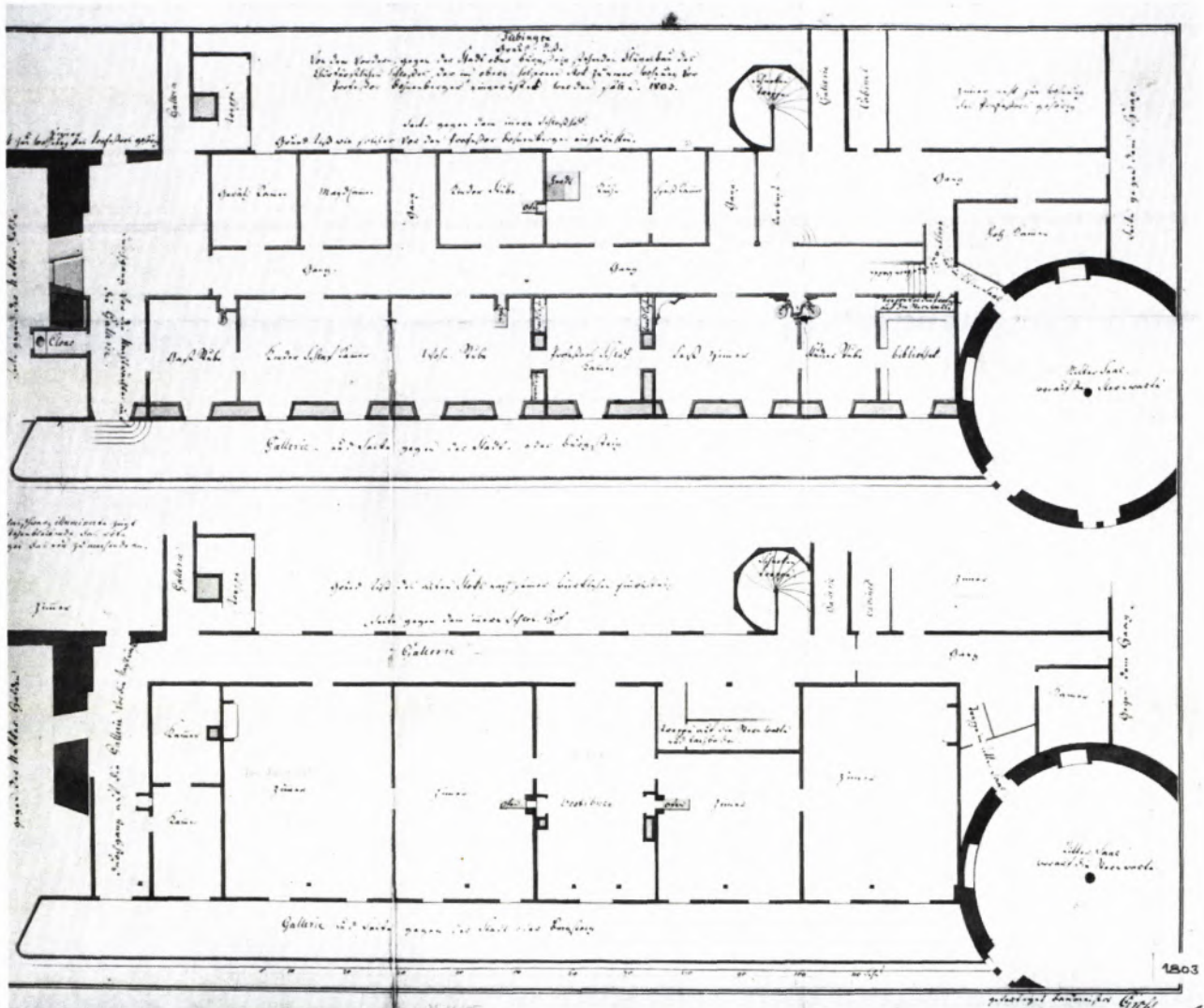
2 GRUNDRISS DES ERDGESCHOSSES. Mitte des 19. Jahrhunderts.

Grundriss
des kaiserl. Hofes
1849

2. Stock



3 GRUNDRISS DES OBERGESCHOSSES. 1837/49. Bis auf die Galerie am Südflügel sind alle Hofgalerien verschwunden.



4 UMBAUPLANUNG FÜR DEN OSTFLÜGEL 1803. Unten: Bestand. Oben: Die Hofgalerie als Erschließungselement wird durch einen Mittelgang ersetzt. Zu erkennen sind noch die Ansätze für die Galerien am Süd- und Nordflügel.

aufgeschlagen, als man unter Herzog Ulrich mit dem Bau von vier mächtigen Rundtürmen an den Ecken des Burgkomplexes begann. Nach und nach wurden die Gebäude der mittelalterlichen Burg nun abgebrochen. 1533 wird der sogenannte Neue Bau, der heutige Südflügel, begonnen, kurz danach die übrigen drei, einen nahezu rechteckigen Schloßhof begrenzenden Flügel. Um 1550 war der Innenausbau noch im Gange. Während die Untergeschosse massiv ausgeführt wurden, zeigten die Obergeschosse Sichtfachwerk. Im Fachwerkbereich zum Innenhof hin waren alle vier Seiten mit offenen Galerien versehen, von denen heute nur noch die Galerie am Südflügel vorhanden ist. Die Hofecken sind mit Treppentürmen besetzt.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts erhält die Ostfassade eine starke Vormauerung mit darüber befindlicher Terrasse. Außerdem wird das Schloß durch Bastionen verstärkt. 1606 wird das Untere Tor unter Verwendung älterer Bausubstanz ausgebaut und mit einem repräsentativen, triumphbogenartigen Schmuckportal versehen. Im 30jährigen Krieg wird von den Franzosen der südöstliche Rundturm gesprengt und als Ersatz der 1667 errichtete heutige Fünfeckturm gebaut.

Schon während des ganzen 17. Jahrhunderts wird von Umbaumaßnahmen, Erneuerungen des Fachwerks und

Verputzen der massiven Mauerteile berichtet. Für die heute steinsichtige Ostfassade ist das Verputzen und anschließende Weißeln beispielsweise für 1674 urkundlich belegt.

Ende des 17. Jahrhunderts setzte dann ein langanhaltender Prozeß der Vereinfachung des Erscheinungsbildes ein: Die Giebeldächer über der Südgalerie wurden schon 1691 abgebrochen und durch ein abgeschlepptes Dach ersetzt; 1763 und 1783 wurden weitere, das Erscheinungsbild stark prägende Dachaufbauten entfernt. Ende des 18. Jahrhunderts wurde das Fachwerk im West- und Ostflügel offenbar nahezu komplett erneuert. Die Erker am Südflügel zum Neckar hin, die auf fast allen historischen Ansichten dargestellt sind, verschwanden 1803. Gleichzeitig ersetzte man hier weitgehend das Fachwerk durch das heute vorhandene vor allem deshalb, um eine bessere Fensteraufteilung zu erhalten, denn die alten Fenster seien „nach einer ganz alten Fenstereinrichtung, wo nämlich Fenster an Fenster stehen“. Die Fenster hatten übrigens bis dahin durchweg eine Rundverbleiung. Ebenfalls im Jahre 1803 wurde die bis dahin offene Galerie im Ostflügel geschlossen.

Obwohl sich im 18. Jahrhundert die Herzöge von Württemberg nur noch sporadisch im Schloß aufhielten, der



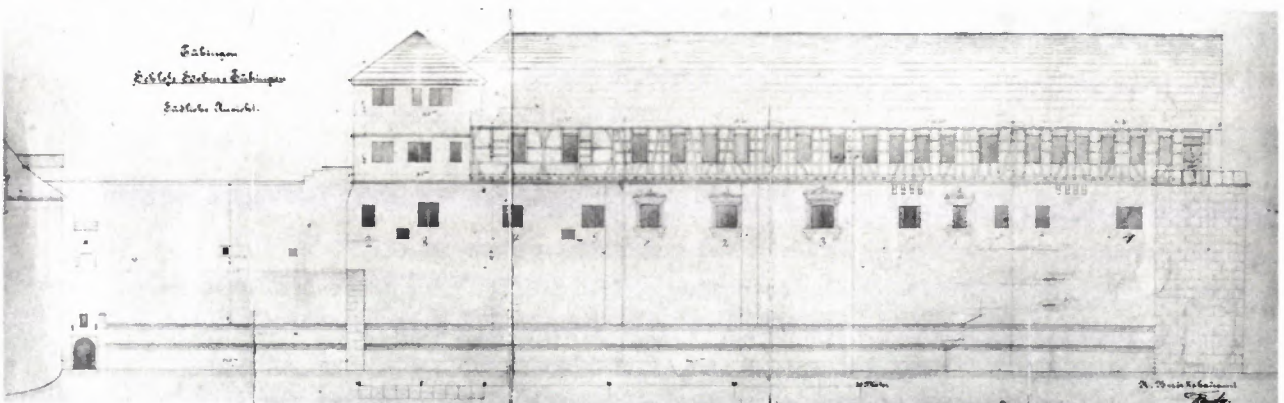
5 SÜDOSTANSICHT DES SCHLOSSES. Das Fachwerk am Obergeschoß des Südflügels ist noch sichtbar, Foto 1876.

Bau seiner ursprünglichen Verteidigungsfunktionen weitgehend beraubt war und überwiegend leerstand, fanden doch immer wieder Bauunterhaltungs- und Umbaumaßnahmen statt. Ähnlich wie auch heute wieder stellte sich damals das Problem, wie man den großen Baukomplex sinnvoll nutzen könnte. In Tübingen bot sich als Großnutzer natürlich die ohnehin beengt in der mittelalterlichen Stadt befindliche Universität an. 1816 erfolgte deshalb die offizielle Zuweisung an die Universität, die aber schon vorher einige Standbeine im Schloß hatte, etwa als 1752 der Nordostturm für Zwecke einer Sternwarte umgebaut, als 1803 im Südflügel ein Naturalienkabinett eingebaut oder als 1806 der Rittersaal im Nordflügel als Hörsaal für das Physikalische Institut eingerichtet wurden. Mit dieser Nutzungszuweisung von 1816 waren weitere z. Teil erhebliche Eingriffe in historische Substanz vorprogrammiert. 1817 wurde die ehemalige Hofküche im Südflügel für das Chemische Laboratorium umgestaltet, 1821 der Nordflügel mit dem Rittersaal und angrenzenden Räumen für die Universitätsbibliothek, wobei die offene Galerie geschlossen und das Erdgeschoß mit großen Rundbogenfenstern versehen wurde. 1839 verschwand dann auch die offene Hofgalerie im Westflügel. Als 1847 sämtliche Räume des Südflügelobergeschosses zur Bibliothek geschlagen wurden, forderte der Oberbiblio-

thekar Keller, daß auch die einzig noch vorhandene Südgalerie abgebrochen werden müßte, weil man von der Galerie leicht in die Bibliothekssäle einbrechen könne und die „Galerie von jeher, namentlich an Sonn- und Feiertagen, der Tummelplatz für Müßiggänger und mutwilliges Gesindel gewesen“ wäre, „wobei durch Tabakrauchen, Feuerexperimente und anderen Unfug die Bibliothek in Gefahr kommen könnte“. Glücklicherweise kam man seinerzeit dieser Forderung nicht nach. 1871 schließlich wurden die Hoffassaden und damit das bis dahin sichtbare Fachwerk mit Ausnahme der Treppentürme verputzt, sechs Jahre später „des angefaulten Holzes wegen“ die Außenseiten. Auf Anraten des seinerzeitigen Staatlichen Amtes für Denkmalpflege verzichtete man 1951 auf eine Freilegung des Fachwerks im Hofbereich am Ost- und Nordflügel. Der nordöstliche Rundturm erhielt 1955 wieder seinen ursprünglich kegelförmigen Dachabschluß.

Dieser kurze skizzenartige Überblick über einige wesentlichen Momente der Baugeschichte macht deutlich, daß der für den unvoreingenommenen Betrachter relativ homogen wirkende Baukomplex in Wahrheit das Ergebnis ständiger z. Teil gravierender Veränderungen – wenn man allein an die Schließung der drei Hofgalerien denkt – ist.

6 BAUAUFNAHME DES SÜDFLÜGELS um 1877. Nach 1877 haben sämtliche Erdgeschoßfenster zum Neckar hin die hier andeutungsweise dargestellten gemalten Architekturrahmen erhalten.





7 SÜDWESTANSICHT um 1930. Die gemalten Architekturrahmungen der Erdgeschoßfenster am Südflügel sind noch zu erkennen. Der um 1970 renovierte Rundturm links (Haspelturm) zeigt noch Verputz (heute steinsichtig).

Sanierung des West- und Südflügels

Anfang 1977 wurde das Landesdenkmalamt vom Universitätsbauamt erstmalig umfassend über den mit den verschiedenen Universitätsinstituten abgestimmten Stand der Umbauplanung für den Süd- und Westflügel in Kenntnis gesetzt. In seinem Gutachten dazu hebt das Landesdenkmalamt vor allem auf eine Gleichgewichtigkeit der Nutzungsaspekte und der Erhaltung der überkommenen historischen Substanz ab. Letzteres

schien beim damaligen Stand der Planung nicht genügend berücksichtigt. In dem Gutachten heißt es u. a.: „Nach dem gegenwärtigen Planungsstand ist der entscheidendste Eingriff in die historische Substanz bei dem für die Wirkung im Stadtbild bedeutsamen Südflügel vorgesehen. Der gesamte Dachstuhl sowie das Obergeschoß sollen abgebrochen werden. Der Grund für diese rigorose Maßnahme ist in erster Linie darin zu sehen, daß im Obergeschoß unter anderem eine Bibliothek untergebracht und das Dachgeschoß ausgebaut

8 BLICK IN DEN SCHLOSSHOF nach Westen 1965. Die Südgalerie mußte bis zur jetzigen Instandsetzung wegen Einsturzgefahr abgestützt werden.





9 SÜDWESTANSICHT nach der Renovierung mit wieder freigelegtem Fachwerk.

werden soll. Den damit zwangsläufig vergrößerten Lasten scheint weder die Dachstuhlkonstruktion noch das in Fachwerk ausgeführte Obergeschoß gewachsen zu sein. Ihr Vorschlag ging nun dahin, ein massives Obergeschoß mit einem neuen Dachstuhl auszuführen. Das Landesdenkmalamt muß gegen diese Maßnahmen schwerwiegende Bedenken anmelden.

Wie archivalische Nachforschungen zweifelsfrei ergeben haben, war das jetzt verputzte Obergeschoß jahrhundertlang bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein als Sichtfachwerk gestaltet. Der historisch relevante Zustand ist also das Sichtfachwerk, nicht der Ver-

putz. Aus denkmalpflegerischen, aber auch aus allgemeinen gestalterischen Gründen muß daher unabdingbar ein Sichtfachwerk gefordert werden. Problematisch für die Denkmalpflege wäre diese Forderung nur, wenn der jetzige Verputz ebenfalls eine wichtige historische Aussage beeinhaltende würde... Ähnlich verhält es sich auch mit dem Dachstuhl. Bei der gemeinsamen Begehung wurde sehr deutlich, wie groß die Aussagekraft, d. h. der Urkundenwert der Dachkonstruktion ist. Ein neuer Dachstuhl jedoch würde uns einer wichtigen urkundlichen Quelle berauben.“

Die Tatsache, daß das Fachwerk des Südflügels bis

10 BLICK AUF DEN RENOVierten SÜDFLÜGEL mit seinem ockergelben Fachwerk und der gemalten Sockelquadrierung.



1877 sichtbar war, also nicht so ohne weiteres durch ein massives Obergeschoß ersetzt werden konnte, war dem Universitätsbauamt zum damaligen Zeitpunkt offenbar nicht bekannt. Das Insistieren des Denkmalamtes auf Fachwerkfriegelung am Südflügel sollte, das soll nicht verschwiegen werden, insbesondere auch bewirken, von dem Plan nach einem massiven Obergeschoß und neuem Dachstuhl Abstand zu nehmen und nach anderen Lösungsmöglichkeiten zu suchen.

In den folgenden 1½ Jahren wurde versucht, sowohl den Forderungen des Nutzers als auch denen der Denkmalpflege nach Erhaltung der historischen Substanz gerecht zu werden. Dem Statiker gelang es, ein Konzept zu entwickeln, bei dem die hohen nutzungsbedingten Lasten insbesondere durch Einbau von Betonkonstruktionen und Stahlträgern unter Erhaltung der Fachwerkaußenwände sicher abgeleitet werden. Wie sich dieses statische Gemisch aus Beton, Stahl, Holzfachwerk und Naturstein indessen langfristig gesehen verhalten wird, ist meiner Ansicht nach ungewiß.

Auch für den zweiten vom Landesdenkmalamt geforderten Punkt – Erhaltung des Dachstuhles – wurde eine einvernehmliche Lösung gefunden. Schon 1964 hatte das Denkmalamt bei einer Begehung festgestellt, „daß die Dachstühle des Schlosses größtenteils erneuert werden müßten. Lediglich auf dem Ostflügel kommt man möglicherweise mit Reparaturen aus“, heißt es in dem Vermerk über diese Begehung. Natürlich war der Zustand in der Zwischenzeit nicht besser geworden. Im Gegenteil! Der Dachstuhl des Südflügels wurde deshalb sorgfältig abschnittsweise abgebaut, die nicht mehr reparaturfähigen alten Hölzer durch neue ersetzt und dann wieder aufgeschlagen.

Durch die im Verlaufe der letzten 400 Jahre erfolgten ständigen größeren und kleineren Umbauten war die von der Mittelalterarchäologie und vom Restaurator aufgedeckte historische Substanz außerordentlich heterogen. Ein zusammenhängendes Bild über die Raumordnung zur Erbauungszeit oder späterer Zeiten konnte nicht mehr gewonnen werden. An den verschiedensten Stellen tauchten etwa Teile einer bemalten Bretterdecke, verschiedene Arten von gemalten Begleitstrichen in den Gefachen auf, oder es zeichneten sich Abdrücke von früheren Täfelungen ab. Allein ein Raum an der Südseite des Westflügels konnte durch die restauratorische Untersuchung erschlossen werden, weil hier, wenn

auch rudimentär, eine einheitliche Grisaillebemalung mit Rollwerk und Grottesken aus der Zeit um 1600 aufgedeckt wurde. Um diesen neuentdeckten Raum in seinen ursprünglichen Proportionen wiederherzustellen, mußte die Bauplanung entsprechend geändert werden. Interessante Gefachbemalungen, unter anderem in der Kombination von roten und grünen Begleitstrichen, konnten im südwestlichen Treppenturm aufgefunden und sichtbar gemacht werden. Bis auf die wenigen historischen Räume im Südflügel, die beiden sogenannten Herzogszimmer, die Kapelle und den ehemaligen Küchenbereich, wurden die Räume den heutigen Erfordernissen angepaßt. Weitere Einbußen an überlieferter Bausubstanz erbrachten dann noch einmal die nachträglich vom Brandschutz erhobenen Forderungen. Das Landesdenkmalamt hat den Umbaumaßnahmen, die „als gravierendste Änderung in der jüngeren Geschichte des Schlosses“ bezeichnet wurden, „mit Bedauern“ zugestimmt. Das Denkmalamt hat sich also nicht aus der fachlichen Verantwortung zurückgezogen, sondern zusammen mit dem Universitätsbauamt versucht, die nutzungsbedingten Vorgaben, soweit es ging, auf die vorhandene Substanz abzustimmen.

Zur Farbgebung des Äußeren

Während man also das Innere bis auf einige historische Bereiche, die genannt wurden, weitgehend neu ordnete, konnten an das Äußere denkmalpflegerisch strengere Maßstäbe angelegt werden, zumal ja die Fachwerkwände im Obergeschoß des Südflügels erhalten blieben. Die restauratorischen Untersuchungen ergaben an den Fachwerkteilen, die noch aus der Erbauungszeit im 16. Jahrhundert stammen, als unterste Fassung eine Ockerfarbe für die Fachwerkstruktur und einen hellen Anstrich für die Gefache. Ein schwarzer Begleitstrich entlang der Balken rahmte die Gefache. Am massiven Sockelgeschoß der Südfassade zum Innenhof wurde als unterste Schicht eine den Sandstein imitierende Farbe mit einem weißgemalten Fugennetz aufgefunden. Im Untersuchungsbericht des Restaurators heißt es, daß man davon ausgehen könne, „daß auch das jetzt unverputzte Mauerwerk ursprünglich geschlemmt und mit korrigierenden Fugen übermalt war.“ Reste einer solchen Fugenmalerei seien noch am Nordflügel, also im Bereich des Rittersaales, sichtbar, der bislang noch nicht Untersuchungsgegenstand war. Die zum Teil aufwendig gemalten Adikulenrahmungen der Unterge-



11 WIEDERAUFGEDECKTE GRISAILLEBEMALUNG in einem Raum des Westflügels.

schoßfenster des Südflügels zum Neckar hin, wie sie andeutungsweise auf einem Bauplan des 19. Jahrhunderts zu erkennen sind, können frühestens nach dem Verputzen des Fachwerks 1877 entstanden sein, wie erhaltene ältere Fotos bezeugen. Möglicherweise wurden diese Malereien, die restauratorisch nicht mehr nachgewiesen werden konnten, zum 400jährigen Gründungsjubiläum der Universität ausgeführt, als auch das Tübinger Rathaus seine heutige Sgraffitofassade erhielt. Am Westflügel fand man als unterste Schicht einen Ocker-ton.

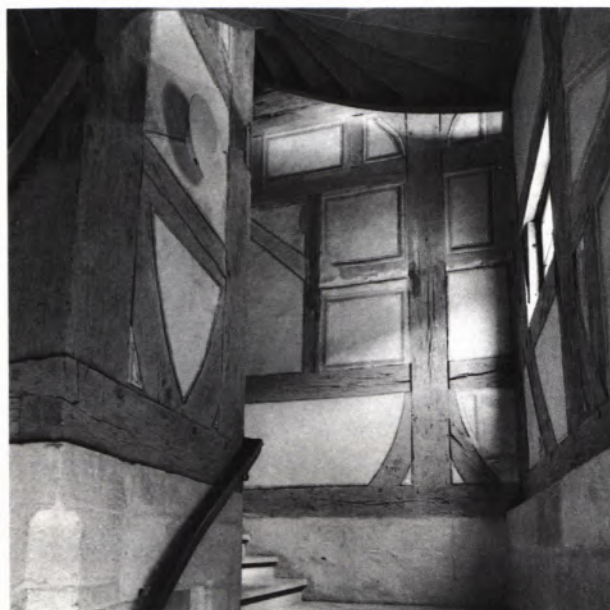
Zusammen mit dem Universitätsbauamt, der Oberfinanzdirektion und dem Landesdenkmalamt wurde als Farbkonzept für die Außenfassung die frühest belegbare Fassung, also ockergelbes Fachwerk mit Begleitstrichen und Quaderbemalung im Sockelgeschoß zum Hof, festgelegt, weil nur diese Fassung die Gewähr dafür bietet, daß der Schloßkomplex einmal nach seiner Gesamtinstandsetzung ein weitgehend einheitliches Erscheinungsbild bildet trotz der vielfachen Veränderungen, die die einzelnen Bauteile im Laufe der Zeiten erfahren haben und die größtenteils nicht mehr rückgängig zu machen sind.

Die restauratorischen Untersuchungsergebnisse finden in den vorhandenen älteren Farbansichten des Schlosses eine Bestätigung. Um 1620 zeichnet beispielsweise der Tübinger Schloßhauptmann Nikolaus Ochsenbach eine Nord- und Südansicht des Schlosses, auf der deutlich ockergelbes Fachwerk und gelbe Gliederungen zu erkennen sind. Die bis weit ins 17. Jahrhundert hinein noch gebräuchlichen Zugläden unter den Fenstern saßen in rotgefaßten Holzführungen. Die heutigen grünen Klappläden orientieren sich farbmäßig an den Zugläden.

Dieses ausgeführte Farbkonzept stieß zunächst in der Öffentlichkeit auf einige kritische Stimmen, die von „etwas schematisch“ über „kaltes Entsetzen“ bis hin zu „Superkitsch“ reichten. Auch ein, wie er sagt, „beruflich und kommunalpolitisch mit Denkmalschutz“ befaßter Architekt ließ sich hören und bezeichnete die Farbgebung als „schwere Sünde wider die wohlbegründeten Regeln der Denkmalpflege“ und als unter dem „Niveau eines Baukunst-Studenten im ersten Semester“ liegend. Inzwischen scheint jedoch die gewählte Farbgebung, vielleicht auch aus reiner Gewöhnung, allgemein akzeptiert zu sein. Auf dem neuesten Tübingenkalender 1986 jedenfalls prangt das Schloß in seinem neuen Farbleid als Titelbild.

Die Kritik richtete sich einmal gegen die Ockerfassung des Fachwerks, eine Fassung, wie sie in den letzten Jahren an immerhin fast 200 Fachwerkhäusern im südwestdeutschen Bereich gefunden und zum Teil auch rekonstruiert wurde. Eines der ersten gelben Fachwerke wurde in Tübingen übrigens schon 1977 restauriert. Ockergelbes Fachwerk muß nach dem gegenwärtigen Kenntnisstand geradezu als typisch für das spätere 16. und frühe 17. Jahrhundert angesehen werden.

Weit stärker jedoch als die Fachwerkkfassung erfuhr das Aufmalen einer Quadrierung auf den verputzten Bruchsteinmauern Kritik, obwohl gerade die Mauern des jetzt restaurierten Süd- und Westflügels nachweislich immer, auch noch bis zu Beginn der jetzt abgeschlossenen Instandsetzung, verputzt waren. Daß die Natursteinsichtigkeit erst ein Kind des 19. Jahrhunderts ist, ist vielen eben unbekannt. Am vor einigen Jahren



12 BLICK IN DEN SÜDWESTLICHEN TREPPENTURM mit freigelegtem Fachwerk und verschiedenfarbigen Begleitstrichen.

renovierten Schloß Wolfegg etwa, das nur wenig später als das Tübinger Schloß errichtet wurde, wird schlagend deutlich, daß die gebaute Architektur erst durch die gemalte Architektur interpretiert wird. Auch hier gibt es eine ähnliche Behandlung des Sockelgeschosses.

Gemalte Quadrierungen als Außenfassungen, die nicht als banale Imitation von Naturstein, sondern als dessen Idealisierung aufzufassen sind, finden sich ausgesprochen häufig. In Tübingen selber gab es wohl Dutzende solcher Fassungen. Eine der frühesten vor einigen Jahren rekonstruierten Quadrierungen ist an einem um 1600 von Heinrich Schickhardt umgebauten Haus in der Collegiumsgasse zu sehen, das Mitte des 16. Jahrhunderts ursprünglich als Sichtfachwerkgebäude errichtet wurde. Das danebenstehende Haus zeigt auf grünem (!) Grund eine Quaderbemalung aus dem späten 18. Jahrhundert, und auf einer Darstellung des Marktplatzes aus dem Jahre 1825 ist ebenfalls bei einem der Häuser eine derartige Fassung zu erkennen. Auch das am Marktplatz liegende Rathaus selber hat auf seiner Südseite noch eine gemalte Quadrierung.

* * *

Die bislang durchgeführten Sanierungsmaßnahmen am Schloß sind sicherlich nicht als optimal im Sinne der Denkmalpflege zu bewerten. Die aufgrund der historischen Entwicklung wenig homogene Bausubstanz, die gravierenden Umbaumaßnahmen im 19. Jahrhundert, welche aber wiederum auch kein in sich schlüssiges Bild schufen, die teilweise zu Lasten der Bausubstanz gehenden Nutzungsansprüche, all dies hat dazu geführt, daß das Schloß heute in mancher Beziehung als beispielhaft für das die Denkmalpflege immer wieder berührende Problem der Umnutzung historischer Bausubstanz gelten kann.

*Dr. Eckart Hannmann
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen*

Wolfgang Seidenspinner: Industriearchäologische Bodendenkmale

Bodenurkunden zum Bergbau als Zeugnisse der Technik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Flurnamen und Waldbezeichnungen sind heute nicht selten die einzigen Zeichen, die noch hinweisen auf menschliche Tätigkeiten im Rahmen der dörflichen Produktion in mittelalterlicher Zeit, aber auch in der Frühen Neuzeit. Menschliches Kulturschaffen ist so nicht selten nur noch abzulesen auf den Karten und Gemarkungsplänen, auf denen Flurnamen wie z. B. „Brechloch“ auf Flachsverarbeitung, „Schmierhütte“ auf die Herstellung von Holzteerpech aus Forlen (Kiefern), „Glasbrunnen“ auf die Glasproduktion und „Kohlwald“ auf das Köhlereigewerbe hinweisen. Diese und ähnliche Flurnamen verlangen immer wieder Beachtung bei der Inventarisierung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bodendenkmale. Diese Feststellung und Forderung trifft auch zu für Bezeichnungen wie z. B. „Maxstollen“ und „Erzwäsche“ auf Nußlocher Gemarkung (Rhein-Neckar-Kreis) oder ähnliche Flurnamen in anderen Gemeinden im Odenwald und

1 NEPOMUK-KAPELLE IN NUSSLOCH, Rhein-Neckar-Kreis. Auf den spätgotischen kleinen Kapellenbau wurde 1757 die Statue des als Brückenheiliger bekannten hl. Nepomuk aufgesetzt.



an der Bergstraße. Sie sind als letzte lokale Hinweise auf eine alte Bergbautradition im nördlichen Baden, der ehemaligen Kurpfalz, zu werten.

Von den Flurnamen aufmerksam gemacht und in Anbetracht der Notwendigkeit, daß die Begründung der Kulturdenkmaleigenschaft auf einer sicheren Grundlage aufzubauen hat, muß man der Geschichte des Bergbaus in dieser Gegend weiter nachgehen. Erste Hilfe verspricht der Literaturbericht von Peter Assion „Altes Handwerk und frühe Industrie im deutschen Südwesten“ von 1978. Dieser hat auch eine eigene Gruppe „Bergbau und Metallgewinnung“, die aus 263 Einzeltiteln besteht. Eine genaue Durchsicht der Literaturangaben vermittelt jedoch den Eindruck, daß in diesem Teil Badens nie Bergbau betrieben wurde, bezieht sich auf ihn doch kein einziger der Titel, die vielmehr zum Großteil den Bergbau im Schwarzwald oder auch das Goldwaschen im Rhein thematisieren. Solchermaßen verunsichert greift man dann wohl zu der von Friedrich Lautenschlager begründeten „Bibliographie der badischen Geschichte“, um in den Bänden verstreut dann doch eine, wenn auch geringe Anzahl von Publikationen zu finden, die sich mit dem Bergbau im Odenwald und seinen Nachbargebieten befassen. Schon nach einem Überblick über die Titel kann man vermuten: Der Odenwald ist eine alte Bergbaulandschaft, deren Bedeutung immer noch zu wenig bekannt ist. Ähnlich trifft dies auch zu für die südlich des Neckars gelegenen Teile des Rhein-Neckar-Kreises.

Diese Einschätzung erfährt eine sinnfällige Untermauerung in dem oben schon angesprochenen Dorf Nußloch, das südlich von Heidelberg gelegen ist. Dort stand bis 1981 an der Kreuzung der Hauptstraße mit der Walldörfer Straße das sogenannte Nepomuk-Denkmal (Abb. 1), das inzwischen um mehrere Meter in westliche Richtung transloziert ist. Auf einem – soweit damals sichtbar – fast würfelförmigen Sockel, der etwa 1,5 m eingetieft war, wie sich 1981 herausstellte, und der sich durch seine ungewöhnliche Größe auszeichnet, erhebt sich der eigentliche Barocksockel mit der Statue des hl. Nepomuk. Nach der Inschrift auf dem Sockel wurde das Denkmal 1757 als „Siegedenkmal“ errichtet. Die Restaurierungsmaßnahmen im Rahmen der Umsetzung, deren Mängel hier nicht zur Diskussion stehen, bestätigten die Erkenntnisse, die schon im Rahmen einer früheren Restaurierung gewonnen worden waren. Demnach war der Unterbau, auf dem der Barocksockel mit der Statue auflag, ursprünglich nicht als Sockel errichtet worden. Vielmehr hatte er ursprünglich wohl als Andachtskapelle gedient. Der baldachinartige Bau dürfte nach der Gestaltung der Öffnung zu schließen aus dem späten 15. oder frühen 16. Jahrhundert

stammen. Im 18. Jahrhundert wurde dann die Nepomukstatue aufgesetzt, wobei fraglich ist, ob bereits in diesem Zusammenhang die Öffnung vermauert wurde oder erst später.

Heute ist der kleine, nahezu quadratische Raum wieder zugänglich. Er ist nach oben durch ein gotisches Rippengewölbe abgeschlossen, dessen Schlußstein für unseren Zusammenhang von Interesse ist. Die Mitte dieses Schlußsteines (Abb. 2) nimmt ein quadratisches Feld ein, das durch geometrische Ornamente (Vierpaß) verziert ist. Kreuzförmig angeordnet gruppieren sich um dieses Feld vier Wappenschilde. Während einer davon die Wittelsbacher Rauten trägt und damit die Zugehörigkeit Nußblochs zum Territorium der Kurpfalz darstellt, nehmen die anderen drei Schilde Bezug auf die Nußblocher Wirtschaftsstruktur. Mit dem Pflug für die Landwirtschaft, dem Hob (Rebmesser) für den Weinbau sowie Hammer und Schlägel für den Bergbau verweisen sie auf die drei Produktionsbereiche, die im wesentlichen die Nußblocher Ökonomie bestimmten. Der Bergbau erweist sich so als eine der Grundsäulen des Nußblocher Wirtschaftens und Lebens, als eine Verdienstmöglichkeit neben der üblichen landwirtschaftlichen Tätigkeit.

Die Geschichte des Bergbaus im nördlichen Baden und im angrenzenden Hessen, in dessen Grenzen heute der überwiegende Teil dieses ehemaligen Bergbaugesbietes liegt, hat eine umfassende moderne Darstellung bisher nicht erfahren. Bergstraße, Odenwald, Kleiner Odenwald und Kraichgau standen als historisches Bergbaurevier stets im Schatten des übermächtigen Schwarzwaldes. Dies ist natürlich in erster Linie darauf zurückzuführen, daß der Schwarzwald eine ungleich größere Menge der Bodenschätze aufzuweisen hat und dem Bergbau im nördlichen Baden eigentlich nur regionale Bedeutung zukam, die zudem offenbar noch in den einzelnen Perioden schwankte, was aus der zum Teil geringen Ergiebigkeit der erzführenden Adern resultierte. Eine systematische Sichtung der in den Archiven lagernden Unterlagen, soweit sie erhalten sind, dürfte aber zu einer etwas modifizierten Sicht dieses Bergbaureviers führen. Eine Aufarbeitung der Thematik wollen diese Zeilen nicht leisten, basieren sie doch in der Hauptsache auf der älteren Literatur und wurden Archivalien nur vereinzelt herangezogen. Sie wollen nur einige Bodendenkmale vorstellen, die menschliche Arbeit hier zurückgelassen hat, und auf den historischen Bergbau in dieser Gegend aufmerksam machen.

Bergbau wurde im Odenwald offenbar schon im 8. Jahrhundert betrieben, worauf eine Urkunde im Lorscher Kodex hinweist. Im Jahre 773 schenkte Karl der Große dem Kloster Lorsch den königlichen Ort Heppenheim mit der zugehörigen Mark. Die Grenzen dieses Waldgebietes, das vom Kloster erschlossen werden sollte, wurden 795 auf königlichen Befehl festgelegt. Die aufgestellte Beschreibung der Markgrenzen führt als einen Grenzpunkt auch die mittlere der Erzgrüfte („Arezgrüfte“) an, die wahrscheinlich bei Weschnitz im Hessischen zu suchen ist. Dieses frühe schriftliche Zeugnis für Bergbau im Odenwald steht bis jetzt allein. Die nächsten Nachrichten liegen aus dem 11. Jahrhundert für die Wiesloch-Nußblocher Gegend vor. Dort ist im Gebiet der Hessel zwischen den beiden Orten u. a. durch Funde römischer Silbermünzen Bergbau durch die Römer als wahrscheinlich anzusehen. Strittig ist noch, ob er nur auf Silber oder auch auf Galmei betrie-



2 NEPOMUK-KAPELLE, Schlußstein des Rippengewölbes. Die Wappenschilde stellen mit den Wittelsbacher Rauten die Territorialzugehörigkeit und mit Pflug, Hob und Hammer mit Schlägel die Grundsäulen des Nußblocher Wirtschaftslebens dar, nämlich Acker-, Wein- und Bergbau.

ben wurde. Von diesem wichtigen Zinkerz sind Vorkommen außer bei Wiesloch vor allem in Oberschlesien und in Kärnten bekannt. Im 11. Jahrhundert wurde dann aber wahrscheinlich nur auf Silber gegraben, denn der schon angesprochene Lorscher Kodex formuliert: „De monte ubi argentum foditur“. Das Lorscher Tochterkloster auf dem Michaelsberg bei Heidelberg bezog aus diesem Wieslocher Berg jährlich 1 bis 1½ Mark Silber. Wenn nach Abzug aller Unkosten nur dieser Betrag als Erlös blieb, so ist die Ausbeute als äußerst gering anzusehen. Dies noch mehr, wenn man ihn mit den Erlösen aus dem Marktbetrieb der Stadt Wiesloch vergleicht, die das Zwanzigfache betragen.

Es ist unbekannt, wie lange der Silberabbau betrieben wurde. Der geringe Ertrag macht allerdings nur eine kürzere Dauer wahrscheinlich. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde dann der Bergbetrieb von Nußloch her wieder aufgenommen. Die Vorgänge erwecken den Eindruck, daß die Wiederaufnahme auf eine Initiative des Landesherrn zurückgehen könnte. Denn 1468 hatte der Amberger Bürger Jacob Bargsteyner – auch die Oberpfalz war altes Bergbaugesbiet – ein ausgedehntes Privileg im pfälzischen Territorium erhalten und war 1472 zum Obermeister, Bergvogt und Bergwerksbereiter ernannt worden. Im Namen des Pfalzgrafen Friedrich schloß dieser Bergvogt 1474 eine „Überkomung“ mit einem Eigenmann des Pfalzgrafen, Conrat Murer aus Wiesloch. Nach dem Abkommen mußte Murer mit mindestens drei Mann arbeiten und seine



3 DIE „ERZWÄSCHE“ bei Nußloch. Der 1985 noch festgestellte niedrige Mauerzug ist mit dem dichten Brombeergestrüpp nach Durchführung der Flurbereinigung inzwischen beseitigt. Die Spuren im Vordergrund des Bildes zeugen noch von dieser Aktion.

Erträge gegen Bezahlung an die Pfalz abführen. Murer reüssierte aber allem Anschein nach nicht, denn schon zwei Jahre später, 1476, schloß Pfalzgraf Friedrich einen Vertrag mit dem Bergmeister Hans Cluge und dem Schmelzer Meister Vit, von denen der erste aus dem sächsischen Erzrevier bei Freiberg kam und der Schmelzer aus der Reichsstadt Goslar, die ebenfalls auf eine große Bergbautradition zurückblicken kann. Der Pfalzgraf verlieh den beiden das angesprochene Bergwerk bei Nußloch und ein weiteres zu Peterswald. Er verlieh sie ihnen und ihren Gewerken „nach der bergwerk recht und herkommen“, stattete sie mit gewissen Freiheiten aus und nahm sie und ihre Erben unter seinen Schutz und Schirm.

Der Kurfürst holte sich anscheinend das „Know-how“ von auswärts, vielleicht weil er in seinen eigenen Ländern auf keine Tradition zurückgreifen konnte. Diese Urkunde von 1476 spricht auch von Schächten und Stollen, während die zwei Jahre ältere Urkunde sich nur auf den Tagebau bezog, aber die Möglichkeit der Anlage eines Schachtes durch den Pfalzgrafen offengelassen hatte. Aber möglicherweise rentierte der Abbau auch diesmal nicht, denn es liegen für die folgende Zeit keine weiteren Nachrichten vor.

Im 17. Jahrhundert wurden mehrere Versuche unternommen, das Wiesloch-Nußlocher Bergwerk wieder in Gang zu bringen, sie waren aber ebensowenig vom Erfolg gekrönt. 1613 heißt es z. B., daß das Bergwerk „vor mehr als 200 Jahren in gang gewesen, in höchste armuth und verderben gerathen“ sei. Und 1716 heißt es wiederum, daß „seit 200 Jahren sich niemand gefunden welcher die Ertz zu Nußloch als mangel rechtlicher erkantnuß benutzen können“. Dies stellte der Berghauptmann Styretzky fest, der das Bergwerk nun wieder in Gang brachte. Aber obwohl er einiges an Erz förderte, geriet er bald in Geldnot und seine Witwe verkaufte 1741 die Konzession.

Ein Bericht von 1769 stellte fest, daß „bereits von uralten Zeiten gar eine unzählbare menge an alten ganz iregulären Burggen (= Stollen) vorfindlich, woran Galmei gezogen worden“. Das Abbaugelände sei „eine Stunde lang und eineinhalb Stunden breit mit vielfältigen Schächten unweit Wißloch an der Bach zwei Mahlmüh-

len mit Schlacken“. 1770 wurde das Bergwerk als Erblehen an Prinz Johann von Pfalz-Birkenfeld verliehen. Bis zu seinem Tod im Jahre 1780 ließ der Prinz hier Eisenerz abbauen, das in einem Schmelz- und Hammerwerk an der Chaussee nach Leimen verarbeitet wurde.

Nachdem der Bergbau wieder längere Zeit zum Erliegen gekommen war, erfuhr er durch die Entdeckung der reichen Galmeivorkommen 1851 in der südlichen „Hessel“ einen ungeahnten Aufschwung. 300 bis 400 Arbeiter konnten in den 1860er Jahren ihr Brot verdienen. An der Straße von Wiesloch nach Heidelberg, nahe der Nußlocher Gemarkungsgrenze, stand die Lagerhalle für das Röstgut, dahinter die Röstanlagen (Schachtofen, Doppelflammofen) und weiter oben der Wohn- und Verwaltungsbau. Die Erschöpfung der Erzlager erforderte die Einstellung des Betriebs in diesem Gebiet. Jedoch wurde bei Wiesloch noch bis 1952 Erz abgebaut.

Natürlich hat die jahrhundertelange Geschichte des Bergbaus in Wiesloch und Nußloch ihre Spuren hinterlassen. Die Schächte und Stollen sind zwar nicht mehr frei zugänglich, aber es sind doch auch andere Zeugnisse des Bergbaus der Vergangenheit zu erwarten, die oberirdisch nicht mehr sichtbar sind und eventuell nur bei Erdbewegungen zutage treten. Hier sind vor allem die Verarbeitungsanlagen zu nennen, von denen die Röstanlage des 19. Jahrhunderts oben schon angesprochen wurden, während für das 18. Jahrhundert mindestens drei Schmelzhütten in Wiesloch zu erwarten sind.

Südwestlich von Nußloch ließ Prinz Johann von Pfalz-Birkenfeld ein Hammerwerk errichten, das nach Aufgabe des Bergbaus 1782 von einem Müller erworben und in eine Öl-, Gips- und Hanfreibmühle umgebaut wurde, seit 1818 Mahlmühle. Die 1873 abgebrannte Mühle wurde wieder aufgebaut und 1927 schließlich aufgegeben. Geringe Reste der Anlage sind bei der alten Brücke über den Leimbach erhalten.

Südlich von Wiesloch, rechts der Straße (B 3) nach Wiesloch, findet sich etwa 250 m vor der Gemarkungsgrenze der Flurname „Erzwäsche“. Das von ihm bezeichnete Grundstück (Abb. 3) fällt von der Straße gesehen deutlich ab. Es ist von Bäumen bestanden und überwiegend von hohem Gras und dichtem Gestrüpp

4 PINGEN im Nußlocher Gemeindegewald „Buchwald“. Die Waldoberfläche ist mit zahlreichen dieser Vertiefungen als Zeugen historischen Bergbaus, eines primitiven Untertagebaus, bedeckt.



überwuchert. Unter dem Bewuchs können betonierete Mauerzüge noch als Reste der alten Erzwäsche festgestellt werden. Die Anlage dürfte im Rahmen des forcierten Abbaus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtet worden sein. Ganz in der Nähe lag auch der damals ausgebeutete „Maxstollen“. Abschließend sei hier nur noch der Hinweis gegeben, daß auch in Wiesloch ein Flurname noch auf eine Erzwäsche hinweist, mit deren Resten zu rechnen ist.

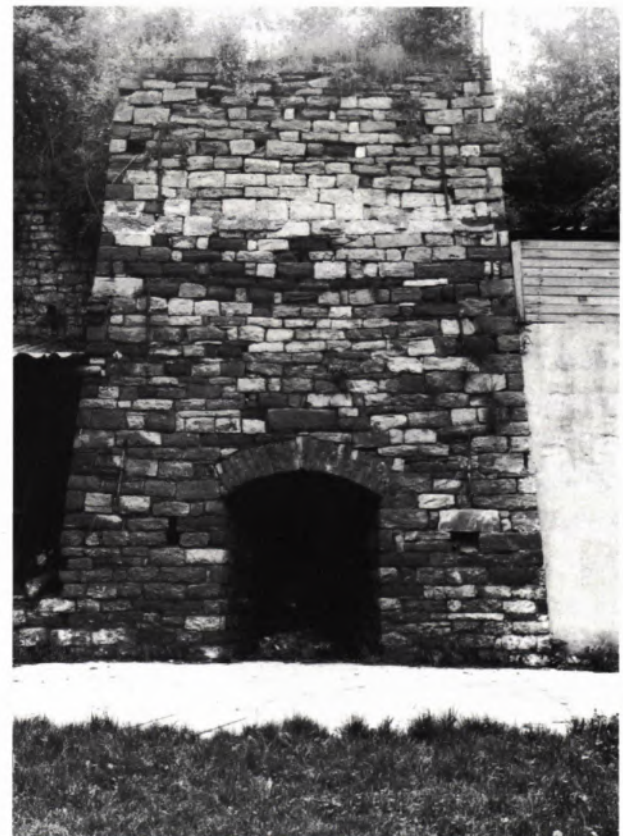
Östlich der „Erzwäsche“ liegt der Nußlocher Gemeindegewald „Buchwald“. Die Oberfläche dieses Waldgeländes zeichnet sich durch zahlreiche trichterförmige Vertiefungen aus, die an Dolinen erinnern. Bei diesen Vertiefungen handelt es sich um obertägig sichtbare Reste möglicherweise schon frühen Bergbaus, um sog. Pinggen (Abb. 4). Sie sind als Reste einer Bergbauweise anzusprechen, die zwischen Tage- und Untertagebau liegt. Sie müssen somit nicht unbedingt im Tagebau entstandene Löcher sein, sie können auch auf inzwischen zusammengestürzte kurze Schächte zurückgehen und so als Spuren eines primitiven Untertagebaus angesehen werden. Mit solchen Pinggen war auch das gesamte angrenzende Wieslocher Gebiet übersät, auf dem sich heute das Psychiatrische Landeskrankenhaus erhebt. Diese Relikte des Wiesloch-Nußlocher Bergbaus können natürlich nur sehr schwer datiert werden, vom Anschauen schon gar nicht. Sie können durchaus schon im späten Mittelalter entstanden sein, aber auch das 18. Jahrhundert kann nicht ausgeschlossen werden, denn im Jahre 1775 berichtete der kurpfälzische Bergmeister Sudolf, daß beim Befahren der Schächte das Bergwerk nicht belegt gewesen sei, demhingegen hätten aber Schürfversuche im Wald und auf dem Feld eine Art „Eisen-Boten-Ertz“ erbracht. Auch ist nicht auszuschließen, daß in spätmittelalterlichen Pinggen das Schürfen später wieder aufgenommen wurde.

Nur am Rande sei hier noch auf ein technisches Denkmal verwiesen, das etwa zwischen den Pinggen und der Erzwäsche liegt. Östlich der Straße von Nußloch nach Wiesloch befindet sich ein relativ junger Kalkofen (Abb. 5), erhalten noch auf mehrere Meter Höhe. Es gibt heute nur noch wenige erhaltene Kalköfen, die meisten dieser für die lokale und regionale Kalkpro-

duktion wichtigen Anlagen sind abgegangen. Heute erinnern oft nur noch die Flurnamen an sie.

Auch im Ortsbereich von Nußloch hat der Bergbau bzw. die Erzverarbeitung ihre Spuren hinterlassen. An die bei der Verhüttung des Erzes anfallenden Schlacken erinnern die Straßennamen Loppengasse und Massengasse. Die Schlacken wurden offenbar zum Wegebau verwandt. Dort wurden auch im Bereich der evangeli-

5 KALKOFEN bei Nußloch. Nur wenige dieser Produktionsanlagen sind nicht nur als Bodendenkmal erhalten. Eine eingehendere Untersuchung der Verarbeitungsreste im Ofen könnte aber möglicherweise den Beleg erbringen, daß es sich bei der Anlage um einen Galmei-Schachtofen gehandelt hat.





6 LUFTSCHACHT oder unteres Wetter des Bergwerks in Schriesheim, Rhein-Neckar-Kreis. Bis zur Freilegung des Stollenmundlochs war dies der mögliche Zugang in den Berg.

schen Kirche 1963 neben Verhüttungsresten die Reste eines Schmelzofens angetroffen, der aus dem 15. Jahrhundert stammen dürfte. Auch dies ein Zeichen dafür, daß bei Erdarbeiten im alten Bergbaugebiet Wiesloch-Nußloch stets mit wichtigen Funden und Befunden zur Geschichte des Bergbaus und der Technik gerechnet werden muß.

Auch im Bereich der Bergstraße bzw. des Odenwaldrandes nördlich von Heidelberg wurden schon in mittelalterlicher Zeit Erze abgebaut. Am Wachenberg bei Weinheim soll schon im frühen Mittelalter ein Silberbergwerk des Klosters Lorsch bestanden haben, diese Angaben sind jedoch urkundlich nicht belegbar. Sichere Nachrichten liegen aus dem ausgehenden Mittelalter vor, einige davon seien angeführt. Im Jahre 1480 verlieh Kurfürst Philipp der Aufrichtige ein Bergwerk oberhalb von Weinheim an Bartholomäus Morsch. 1486 verlieh derselbe eine Kupfergrube am Eichelberg hinter Weinheim an eine Gewerkschaft aus Aschaffenburg. 1533 ist der Dreikönigserbstollen in der Buchklinge genannt. Alle diese Bergwerke können heute nicht mehr identifiziert werden, was auch noch für einige andere zutrifft, z. B. eines im Birkenauer Tal in der Nähe der ehemaligen Neumaurerspforte. 1736 wurden bei Weinheim sechs verfallene Bergwerke aufgezählt.

Auch in den südlich von Weinheim gelegenen Dörfern Hohensachsen und Großsachsen wurde Bergbau betrieben, in Großsachsen jedoch anscheinend nur im 18. Jahrhundert. In zwei Stollen wurde nach Blei und Silber geschürft, der Betrieb warf aber keinen Ertrag ab, so daß das Unternehmen einging. In Hohensachsen dagegen wurde zumindest seit dem 13. Jahrhundert nach Erz gesucht. Denn 1291 veräußerten Konrad und Friedrich von Strahlenberg ihren Berg samt dem dortigen, also wohl schon älteren Bergwerk über Hohensachsen an Pfalzgraf Ludwig II., um es von diesem wieder als Lehen zu erhalten. Dieses Bergwerk, das gegen Ablieferung des halben Ertrags an den Pfalzgrafen von einer Gewerkschaft ausgebeutet werden sollte, lag wohl am Jakobsberg. Der Flurname „Silberloch“ erinnert noch daran, daß hier einst Silber gesucht worden war. Ein zweites Bergwerk in Hohensachsen entstand am Hohlbach. Dieses wurde 1473 von Pfalzgraf Friedrich I. an

eine aus seinen Beamten und Räten gebildete Gewerkschaft zu $\frac{1}{16}$ verliehen. Wie lange es betrieben wurde, ist nicht bekannt. Von 1779 an wurde es dann wieder mit Unterbrechungen bis 1895 ausgebeutet.

Die bisher angesprochenen Verleihungen durch die Pfalzgrafen machen deutlich, daß das Bergrecht in der Kurpfalz landesherrliches Regal war, d. h. zu den Hoheitsrechten der Pfalzgrafen gehörte. Dies geht zurück auf das Jahr 1219, als Kaiser Friedrich II. dem Pfalzgrafen Ludwig für sein gesamtes Gebiet das Recht als Lehen verlieh, nach Gold, Silber und anderen Metallen zu schürfen. Die Pfalzgrafen vergaben dann die Schürfrechte durch herrschaftliche Konzessionen an sog. Gewerkschaften, die gegen Abgabe in der Regel des zehnten Teiles der weniger kostbaren Metalle und allen Silbers die Bergwerke anlegen und ausbeuten durften.

Dies zeigt sich z. B. auch in Schriesheim, auf dessen Bergbaugeschichte abschließend näher eingegangen wird. Die Stadt Schriesheim wurde 1470 von Friedrich dem Siegreichen erobert und dem kurpfälzischen Territorium einverleibt, verlor auch ihre Stadtrechte. Wie schon aus oben angeführten Daten bzw. Urkunden zu ersehen ist, war diesem Pfalzgrafen offenbar die bergmännische Erschließung seines Landes, die Ausbeutung der vorhandenen Bodenschätze sehr am Herzen gelegen, er hatte ja z. B. auch 1472 einen kurfürstlichen Oberbergmeister bestellt. Auf ihn geht allem Anschein nach auch das Bergwerk in Schriesheim zurück, von dessen Einrichtung zwischen 1472 und 1476 allerdings keine Urkunde erhalten ist. Die Bergwerksordnung von 1472 (gedruckte Ordnungen liegen von 1507, 1511 und 1528 vor) schlug die Einrichtung einer Schmelze und einer Erzmühle auf herrschaftlichem Grund vor. Der Staat kaufte daher eine zerfallene Lohmühle an und errichtete an deren Stelle eine Schmelzhütte (Talstr. 170). Die Erzmühle wurde unterhalb des Stollens verbaut, das wassergetriebene Pochwerk später zu einer Mühle umgenutzt (Talstr. 136 u. 138). Das Bergwerk und die zugehörigen Verarbeitungsanlagen hatten nicht lange Bestand, die Versuche des 16. Jahrhunderts hatten anscheinend auch nicht den gewünschten Erfolg. Im 18. Jahrhundert wurde die Gewinnung von Eisenvitriol aufgenommen, mußte aber um 1820 schon wieder aufgegeben werden.

6a NEUER EINGANG des Schriesheimer Bergwerks, kürzlich erst freigelegt.



Die Stollen des Spätmittelalters wurde hinter dem heutigen Haus Talstr. 157 von Südosten her in den „Branich“ genannten Berg eingetrieben. Das Stollenmundloch ist schon lange zugerutscht, den Zugang zu den Stollenanlagen kann man heute nur durch einen darübergelegenen Luftschacht (Abb. 6) gewinnen, der allerdings durch ein Eisengitter verschlossen ist. Der ehemalige Stolleneingang ist innen gemauert, was aber eine Maßnahme aus der jüngsten Betriebsperiode des 18. Jahrhunderts sein dürfte. Der Stollen, unterbrochen von Abbauen mit z. T. hohen Weitungen, zieht sich auf eine Länge von mehr als 100 m in den Berg. In den Abbauen sind teilweise noch Reste hölzerner Galerien vorhanden, deren dendrochronologische Untersuchung sicherlich weitere wichtige Angaben zur Wieslocher Bergwerksgeschichte erbringen dürfte.

Von Interesse ist zweifelsohne auch das vor dem Stollen gelegene Haus Talstr. 157 (Abb. 7). Das Fachwerkbauwerk, in der Literatur als ehemaliges Bergwerkshaus bezeichnet (es fiel Anfang des 20. Jahrhunderts durch seinen roten Anstrich auf), stand sicher mit dem Bergwerk in Zusammenhang. Die Funktion des Gebäudes ist noch unklar. Es ist anzunehmen, daß es mit der Vitriolproduktion des 18. Jahrhunderts zusammenhing. Vielleicht sind in ihm auch Reste eines mittelalterlichen Vorgängerbaus erhalten. Möglicherweise handelt es sich bei ihm aber auch um das 1801/02 gebaute neue Sudhaus, das eine letzte Anstrengung zur technischen Sanierung des Bergwerks markiert. Auf diese Fragen kann wohl nur eine genaue bauarchäologische Untersuchung eine Antwort geben.

Vielleicht würde es auch interessante Ergebnisse zeitigen, den Baubestand der nordbadischen Bergwerksorte einmal im Hinblick darauf zu untersuchen, ob nicht auch hier noch Reste eigener Bergmannssiedlungen festgestellt werden können, in denen ein auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Bergleute zugeschnittener Haustyp vorherrschte. Von Clausthal-Zellerfeld z. B. ist eine Darstellung erhalten, die eine Bergmannssiedlung der Zeit um 1600 zeigt.

Der Bergwerksbetrieb bei Schriesheim hat seinen Niederschlag auch gefunden in einer bildlichen Darstellung, der frühesten vom Bergbau im Odenwald. Die Be-

lehnung des aus Schneeberg in Sachsen stammenden Michael Reyn mit dem Schriesheimer Bergwerk durch Pfalzgraf Ludwig im Jahre 1528 ist in Form eines umfassenden gedruckten Freiheitsbriefes überliefert. Auf dessen Titelblatt stellt ein Holzschnitt (Abb. 8) das Schriesheimer Bergwerk und die Tätigkeiten der Bergleute dar. Eine ähnliche, differenziertere Darstellung des bergmännischen Alltags zeigt z. B. der Titelholzschnitt der Joachimsthaler Bergordnung von 1541, auf dem auch andere Arbeitsgänge wie das Erzwaschen dargestellt sind. Doch zurück zum Schriesheimer Holzschnitt.

6b FREIGELEGTES OBERES WETTER des Schriesheimer Bergwerks.



Rechts im Hintergrund liegt Schriesheim, darüber am Hang des Ölbergs die Strahlenburg. Gegenüber dem Ölberg und von diesem durch das Schriesheimer Tal getrennt, liegt der „Branich“, damals noch „Breydehart“ genannt, mit dem Bergwerk. Da dem Zeichner offenbar die Darstellungsweise noch nicht geläufig war, die wir heute als Schnittzeichnung bezeichnen, mußte er das Innere der Bergwerksanlage außen auf den Hügel aufzeichnen, um den technischen Betrieb des Bergwerks zu verdeutlichen. Auffällig ist zunächst das Häuschen auf dem Hügel über der Schachtöffnung, in dem zwei Bergleute arbeiten, an Kurbeln drehen. Mit Eimern befördern sie das gebrochene Erz nach oben. Neben der Rolle im Häuschen, über die das Seil läuft, ist noch eine zweite Rolle sichtbar, die an einem Ausleger am Fuß des Gebäudes angebracht ist. Eine ältere Vermutung geht dahin, daß diese Vorrichtung vielleicht einen Kran zeigen soll. Andererseits kann es sich dabei aber wahrscheinlicher auch um eine Art Schubkarren handeln, wie er auf dem Bild weiter unten noch einmal benutzt wird. Im Schacht führt eine Leiter nach unten, über die ein Bergmann einfährt, was aber schneller auch mit Hilfe des Seiles geschehen konnte. Bezüglich des Schachtes ist vielleicht noch darauf hinzuweisen, daß sein oberer Ausgang gezimmert war. Auch die beiden am Fuß des Hügels bzw. etwas oberhalb davon in den Berg führenden Stollen weisen gezimmerte Mundlöcher auf, aus dem einen kommt eben ein Bergmann mit einer Schubkarre. Weiterhin dargestellt sind der Hauer im Stollen und oben der Sortierer, der das Erz vom tauben Gestein trennt, bevor es zum Pochwerk oder Ofen weitertransportiert wird. Möglicherweise ist in der Figur mit dem Schwert der Kurfürst zu sehen, der dem Bergmann bzw. -unternehmer das Bergwerk verleiht oder die ihm zustehenden Abgaben einfordert.

Gleichermaßen interessant für Technikhistoriker und Mittelalterarchäologen sind zwei auf dem Holzschnitt dargestellte Baulichkeiten. Im Hintergrund des Schriesheimer Tales steht ein Gebäude, das wegen seines Wasserrades an eine Mühle erinnert. Dies ist das Pochwerk, in dem das geförderte Gestein mechanisch zerkleinert wurde. Der nächste Arbeitsgang fand in dem gemauerten Bau statt, aus dem hohe Flammen schlagen. Zu diesem Gebäude ist ein Bergmann mit Rückenkieze unter-

wegs, in der wahrscheinlich das zerkleinerte Erz transportiert wird. Der Bau ist kein Schmelzofen, denn ein solcher hätte zu jener Zeit eine Schacht- oder Bienenkorbform aufgewiesen, sondern der Röstofen. In Röstöfen wurden durch Erhitzen von fein zerkleinerten Erzen oder Erzkonzentraten unter Luftzufuhr Metallsulfide, -arsenide oder -antimonide in Metalloxyde überführt.

Neben dem Bergwerk im Branich wurde Bergbau in einem zweiten Teil der Schriesheimer Gemarkung betrieben. Im Gebiet zwischen dem Weiten Tal und der Pappebach begann kurz nach 1800 die Förderung von Schwer- und Feldspat, der in Schwerspatmühlen weiterverarbeitet wurde. Zunächst wurde im Tagebau, später auch im Bergbau gefördert. 1939 wurde der Betrieb eingestellt. Die Oberflächengestalt des Waldbodens in diesem Gebiet läßt heute noch an manchen Stellen den ehemaligen Tagebaubetrieb erkennen. Auch der gemauerte, 1951 zubetonierte Stolleneingang (Abb. 9) ist noch erhalten und weist auf die Bergbautradition Schriesheims hin.

Der vorliegende kleine Beitrag beschäftigt sich, wie dies die Archäologie ganz allgemein tut, mit materiellen Überresten. Er treibt Industriearchäologie, und zwar in einem engen Sinne, als nämlich die hier vorgestellten Objekte meist in der Erde verborgen sind und nur mit archäologischen Methoden weiter erforscht werden können. Der Terminus Industriearchäologie hat in diesem Falle schon vom angewandten Zugang zur Erkenntnis her seine Berechtigung. Der Begriff wird aber auch auf obertägige Objekte angewandt, ganz allgemein auf Industrieanlagen und -gebäude. Nach der gängigen Einführung in die Industriearchäologie (Slota) befaßt sich diese mit der systematischen Erforschung aller dinglichen Quellen jeglicher industriellen Vergangenheit, und zwar von der prähistorischen Zeit bis zur Gegenwart – und die dinglichen Quellen sind die Technischen Denkmale.

Es ist hier nicht der Ort, in die Diskussion um Selbstverständnis und Konzeption der aus der Praxis erwachsenen Industriearchäologie einzugreifen, deren definitorische Unklarheit ja schon in ihrer Entwicklungsgeschichte eine Ursache hat. Auch sollen nicht die bisher



7 TALSTRASSE 157 in Schriesheim, Rhein-Neckar-Kreis. Im rechten Teil des Gebäudes war das Sudhaus untergebracht.



Könung vnd Freyheit vnser Pfaltzgrawe Ludwigs Churfürstenn ꝛc. vber das Bergwerck ytz zu Schryffheim vor augen /oder andern ende vnser Fürstentumbs endtsteen werden.



Anno ꝛc. M. CCGCC. XXVII.

vorgelegten Definitionsversuche der Industriearchäologie seit dem Auftauchen des englischen Begriffs im Jahre 1955 gegeneinander abgewogen werden. Vielmehr ist beabsichtigt, durch den Definitionsvorschlag von Joachim Radkau eine Dimension der Technischen Kulturdenkmale zu betonen, die in der oben gegebenen Definition nicht explizit berücksichtigt ist. Danach befaßt sich Industriearchäologie mit der „Erforschung und Vergegenwärtigung materieller Überreste der Industriegeschichte unter Einschluß der Lebens-, Arbeits- und Umweltbedingungen“. Und diese Lebens- und Arbeitsbedingungen können angemessen nur an den ehemaligen Arbeitsplätzen, z. B. in den Stollen, vergegenwärtigt werden. Die Anschauung vervollständigt das aus anderen Quellen gewonnene Bild von schwerer Arbeit und Mühsal, von der z. B. der Bundbinder Adam Henß berichtet, der die Arbeit der völlig unbedeckten Bergleute im Harz im frühen 19. Jahrhundert beschreibt: „Sie haben große hölzerne Messer zur Hand, womit sie den stromweiße vom Körper rinnenden Schweiß abstreichen“.

Wird die zitierte Definition einer Beurteilung Techni-

scher Kulturdenkmale zugrunde gelegt, so dürfen die in diesem Beitrag vorgestellten industriearchäologischen Denkmale einen nicht geringeren Stellenwert beanspruchen als ihre größeren Geschwister, die sich mit ihren imposanten Schornsteinen, pittoresken Förder- und Wassertürmen oder weiträumigen Werk- und Maschinenhallen in den Vordergrund schieben. Und gerade die Pingen, jene unscheinbaren Löcher im Wald, verdienten vielleicht auch einmal in unserem Gebiet eine archäologische Untersuchung, hat die Bergbauarchäologie doch in anderen Gebieten schon hervorragende Ergebnisse aufzuweisen. Es ist ohne Zweifel an der Zeit, auch hier diese materiellen Spuren menschlichen Kulturschaffens ihrer Bedeutung entsprechend bewußt zu machen.

In der Zeit zwischen der Inventarisierung der hier vorgestellten Denkmale bzw. der Abfassung des Manuskripts und der fotografischen Aufnahme der Objekte blieben diese nicht unberührt. Die Nußlocher Erzwäsche (Abb. 3) zeigt dies deutlich. In Schriesheim beabsichtigt eine Arbeitsgruppe heimatkundlich-technische Denkmäler beim Verkehrsverein aus dem alten Silber- und



9 EINGANG DES SCHWERSPATSTOLLENS im Weiten Tal bei Schriesheim. Nach Ausweis der Inschrift wurde er 1951 geschlossen.

Vitriolbergwerk ein Bergwerksmuseum zu machen. So ist inzwischen der alte Eingang freigelegt (Abb. 6a), die alten Gänge sind zum Teil wieder befahrbar. Räum- und Sicherungsarbeiten stehen hier im Vordergrund, man will aber auch versuchen, historische Zustände zu rekonstruieren. Gute Anhaltspunkte dafür bieten die inzwischen aufgefundenen Pläne des frühen 19. Jahrhunderts, die aber auch deutlich machen, in welchen Bereichen bei den Arbeiten unbedingt Vorsicht geboten ist, damit keine archäologischen Befunde zerstört werden. Auch besteht bei solchen Vorhaben immer die Gefahr einer Idyllisierung des historischen Bergwerkbetriebs, der dieses Projekt nicht unterliegen sollte.

Quellen und Literatur (Auswahl):

Generallandesarchiv Karlsruhe 229/94615

Antz, E. L.: Zur Geschichte des süddeutschen Bergbaus. In: Mannheimer Geschichtsblätter 28, 1927, Sp. 146–148.

Beutelspacher, Martin: Kultivierung bei lebendigem Leib. Alltägliche Körpererfahrungen in der Aufklärung. Weingarten 1986.

Brunn, Hermann: 1200 Jahre Schriesheim. Mannheim 1964.

Christ, Karl: Alter Bergbau im Odenwald. In: Mannheimer Geschichtsblätter 14, 1913, Sp. 112–116.

Christ, Karl: Alter Bergbau an der Bergstraße. In: Mannheimer Geschichtsblätter 15, 1914, Sp. 18–21 u. 44.

Fettel, Michael: Bergbaugeschichte des Odenwaldes. In: Mineralien und Gesteine im Odenwald. Beiträge zum heutigen

Forschungsstand (= Der Aufschluß, Sonderband 27, Heidelberg 1975), S. 267–280.

Zur Geschichte des Bergbaues von Nußloch bis Durlach, von 1439 bis 1532. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1, 1850, S. 43–48.

Jacobeit, Sigrid und Wolfgang: Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes 1550–1810. Köln 1986.

1000 Jahre Marktrecht Stadt Wiesloch. Wiesloch o. J.

Joseph, Paul: Verzeichnis der kurpfälzischen Bergwerke unter Karl Theodor. In: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg 7, 1907, S. 32–36.

Kirchheimer, Franz: Der einstige und jetzige Bergbau in Baden-Württemberg. Heidelberg 1955.

Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden VIII, 2: Amtsbezirk Heidelberg (Kreis Heidelberg). Bearb. von A. von Oechelhäuser. Tübingen 1913. S. 594 f.

Levin, P.: Über eine gangförmige Vererzung bei Schriesheim im südwestlichen Odenwald. In: Mineralien und Gesteine im Odenwald. Beiträge zum heutigen Forschungsstand (= Der Aufschluß, Sonderband 27, Heidelberg 1975) S. 255–262.

Mössinger, Friedrich: Bergwerke und Eisenhämmer im Odenwald. (= Schriften für Heimatkunde und Heimatpflege im Starkenburger Raum 21/22, Heppenheim 1957).

Nußloch: Ein Heimatbuch – Texte, Bilder und Dokumente. Nußloch o. J.

Radkau, Joachim: Industriearchäologie. In: Hannes Heer und Volker Ullrich (Hrsg.), Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung. Reinbek 1985. S. 296–303.

Reitz, Heinz: Schwerspatmühlen im Odenwald. In: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften, 3. Breuberg-Neustadt 1980. S. 329–346.

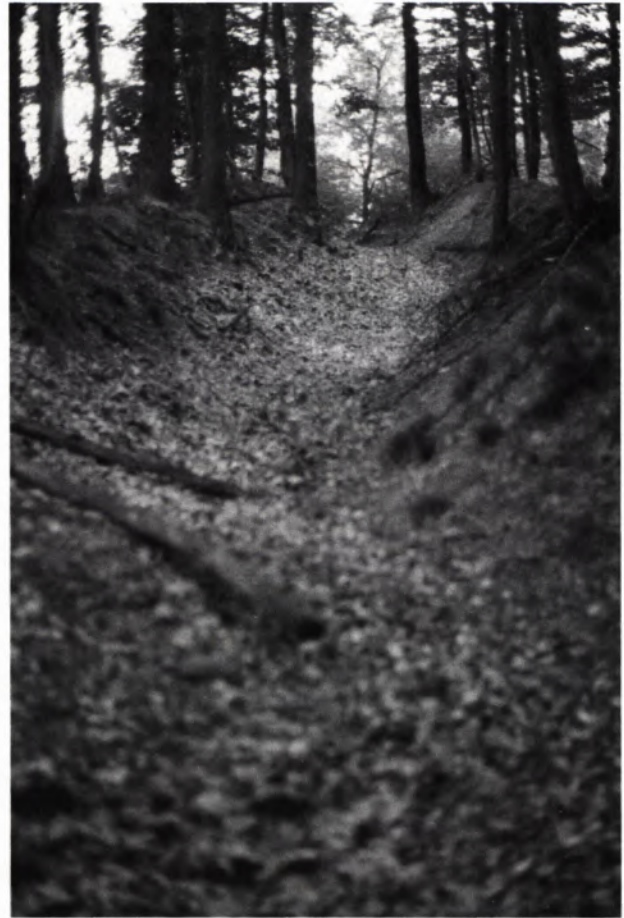


10 OFFENER SCHACHT in den Schwerspatgang auf der Höhe östlich des Weiten Tales.

Slotta, Rainer: Einführung in die Industriearchäologie. Darmstadt 1982.

Speyer, Carl: Schriesheimer Bergwerksordnungen aus dem 16. Jahrhundert. In: Mannheimer Geschichtsblätter 28, 1927, Sp. 118-121.

Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung. 3 Bde, Karlsruhe 1966/68/70.



11 DER SCHWERSPATGANG verlief in diesem Bereich nur knapp unter der Erdoberfläche und ist inzwischen verstäürzt.

Tüxen, R.: Ein altes Vitriolbergwerk des Odenwaldes bei Schriesheim an der Bergstraße. In: Kurpfälzer Jahrbuch 1927, S. 119-128.

Dr. Wolfgang Seidenspinner
LDA · Referat Inventarisierung
Karlsstraße 47
7500 Karlsruhe

Burghard Lohrum/Hans-Jürgen Bleyer: Notizen zum Bauen und Wohnen im ausgehenden Mittelalter (3)

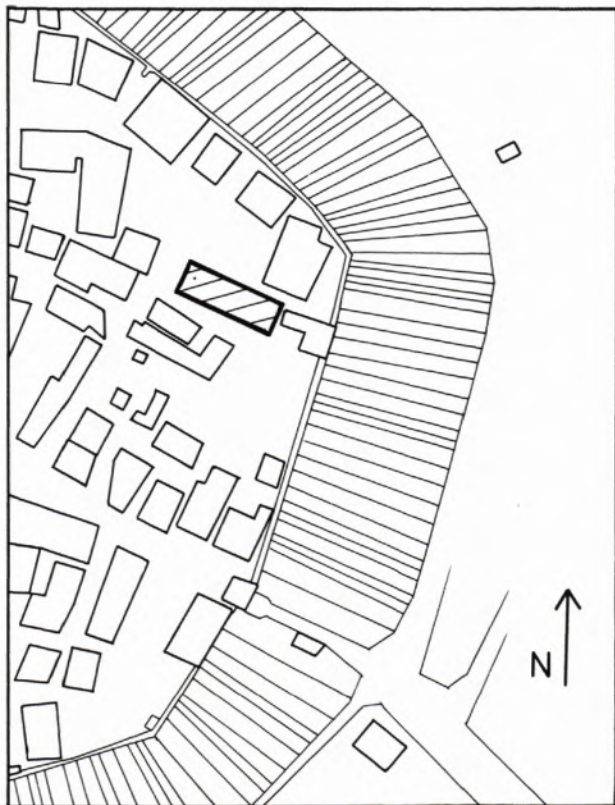
Dargestellt an südwestdeutschen Hausbauten

Bopfingen, Spitalhof 1: Seelhaus, Wohnen einer Gemeinschaft

Lage im Ortsbild und Quellenaussagen

Der umgezeichnete Ausschnitt aus dem Katasterplan der ehemaligen Reichsstadt Bopfingen von 1829 zeigt das Gebäude im östlichen Bereich der mittelalterlichen Stadtanlage nördlich des Nördlinger Tores. Das Haus ist annähernd von West nach Ost giebelständig zur Spitalgasse ausgerichtet und stellt die südliche Begrenzung des im Winkel der Stadtmauer liegenden Spitalbereiches dar (Abb. 1). Aus dem Jahre 1444 stammt eine Erwähnung über das „Seelhaus“ in der „Seelgassen“, in welchem die „Seelfrauen oder Seeltöchter“ wohnten. Die Gemeinschaft der Seelfrauen unterstand einem aus den Reihen der Ratsherren gewählten Pfleger. Geld- und Grundbesitzstiftungen oder aber die Entlohnung ihrer Arbeit ermöglichten über Jahrhunderte u. a. die Kranken- und Seelenpflege an Armen und Reichen. Diese Erwähnung muß sich aber auf einen Vorgängerbau bezogen haben: Das hier untersuchte Seelhaus konnte aufgrund von acht Holzproben aus dem Kerngerüst des Hauses auf das Jahr 1505 datiert werden.

1 BOPFINGEN, Ausschnitt aus dem Katasterplan um 1829 (Umzeichnung B. Lohrum).



Nach dem 30jährigen Krieg soll das Gebäude unter der Leitung eines Verwalterehepaares von vereinsamten, armen Frauen und Männern bewohnt worden sein. Geld ausgeliehen und Stiftungen angenommen haben die Pfleger bis in das 18. Jahrhundert. Nach dem 1. Weltkrieg fiel die Hospital- und Armenpflege der Inflation zum Opfer.

Konstruktion, Grundriß, Nutzung

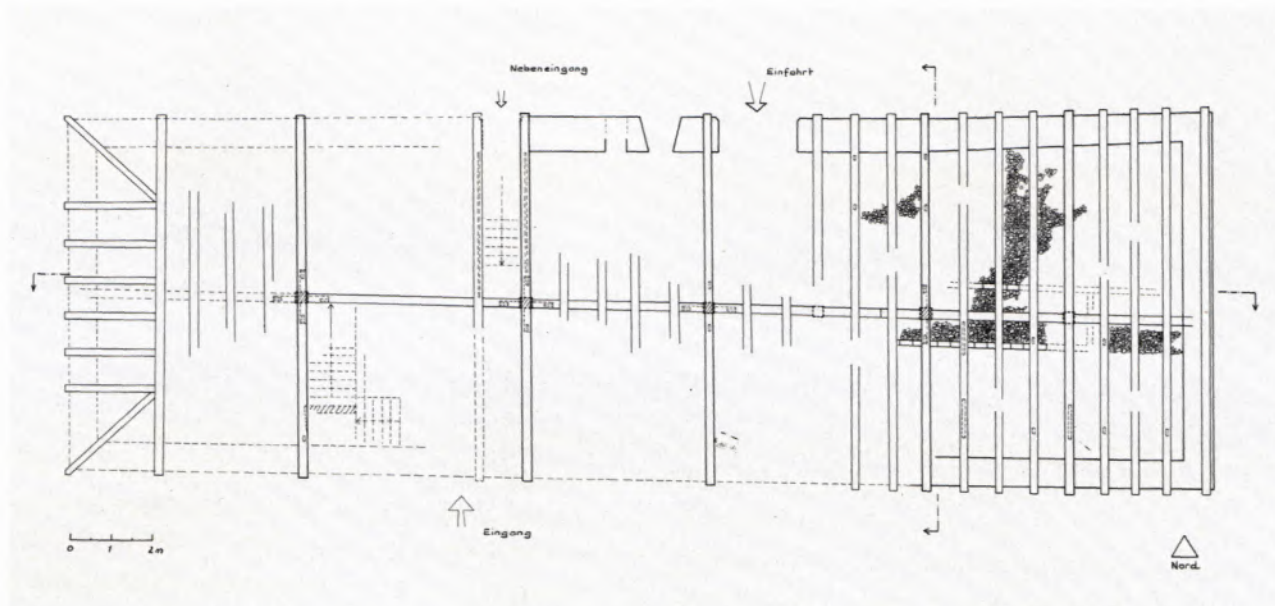
Die Umfassungswände des kellerlosen Hauses wurden im Unterstock (= Erdgeschoß) in Bruchsteinmauerwerk errichtet. Südtraufe und Westgiebel sind durch nachträgliche Veränderungen weitgehend gestört und lassen keine älteren Öffnungen erkennen. Dies gilt im wesentlichen auch für den Ostgiebel und für die westliche Hälfte der Nordwand (Abb. 3). Im verbleibenden Restabschnitt der Nordwand wurde eine zugemauerte gewölbte Türöffnung festgestellt. Der Anschlag liegt außen. Eine zweite Öffnung, wohl eine Tordurchfahrt, ist anhand von Resten ca. 5 m nach Osten versetzt nachweisbar.

Zwischen Tür und Toröffnung konnten zwei weitere Öffnungen erkannt werden. In beiden Fällen wird der Sturz durch Bretter, die seitliche Wandung durch hochkant gestellte Ziegel gebildet. Für die ostwärtige Öffnung kann die Funktion eines Fensters angenommen werden. Die benachbarte Öffnung ist als Nische zu bezeichnen. Bei den vorhandenen Trennwänden im Unterstock handelt es sich fast ausschließlich um jüngere Einbauten.

Durch Zapfenlöcher an dem mittigen, teilweise erhaltenen firstparallelen Unterzug sowie durch weitere Befunde an den Deckenbalken und im Boden konnten für die ursprüngliche Grundrißaufteilung und Nutzung aber noch wertvolle Hinweise gewonnen werden (vgl. Abb. 2): Die an der Unterseite des Längsunterzugs angetroffenen Zapfenlöcher zeigen an, daß die Lastabtragung über Holzständer erfolgte, wobei vier Ständer nachzuweisen sind (Abb. 6). Die daraus resultierenden Querachsen sind unterschiedlich ausgebildet.

Reste eines Bodenaufbaus wurden teilweise im ostwärtigen Teil des Hausgrundrisses freigelegt. Dabei handelt es sich um eine Pflasterung von ca. faustgroßem Steinmaterial. Zwei parallel zum First verlaufende Ziegelrinnen unterteilen die Hausbreite in zwei äußere Nutzungsflächen mit Gefälle zur Gebäudemitte und begrenzen einen Gang (Breite ca. 1,30 m) in der Mitte, der mit den Rinnen leicht nach Osten abfällt.

Bei der Frage nach den ursprünglichen Zugängen des Gebäudes ist vorerst von den Befunden an der nördli-



2 BOPFINGEN, SEELHAUS, Grundriß Unterstock. Im Osten Stallungen, im Westen eine freie Halle mit abgetrennter Nebentreppe.

chen Traufseite auszugehen. Hier führt die oben angesprochene Türöffnung zu einem Treppenaufgang, der aufgrund von Nuten an den Balkenunterseiten wohl durch zwei seitliche Bretterwände vom eigentlichen Unterstock abgetrennt war. Wegen der zu überwindenden Raumhöhe – sie beträgt ca. 2,95 m –, der zur Verfügung stehenden Treppenauflänge sowie wegen der beidseitigen Abtrennung handelte es sich um eine äußerst steile, schlauchartig abgetrennte Nebentreppe, den direkten Aufgang vom Hof zum Oberstock. Durch eine in Ziegel gefaßte Öffnung an der nördlichen Oberstocktraufe fiel Licht in den Treppenaufgang (Abb. 3). Die Lage des eigentlichen Hauszuganges ist an der südlichen Traufe zu vermuten. Gestützt wird dies u. a. durch den hier vorhandenen, aber weitaus jüngeren Hauseingang. Eine Streifnut am Bundbalken der ersten inneren Querachse ist als Hinweis auf eine ältere Treppenöffnung an dieser Stelle zu deuten. Bedingt durch die Höhe des Unterstocks wird ein abgewinkelter Treppenlauf angenommen, der durch die großzügige Grundrißkonzeption an dieser Stelle auch möglich ist. (Zu beachten sind in diesem Zusammenhang die Anlage eines Doppelfensters im 1. Oberstock sowie eine eigenartige runde Vertiefung von 10 cm mit einem Durchmesser von 5 cm am mittigen Fensterständer. Vgl. Abb. 4.)

Durch die Toreinfahrt an der nördlichen Traufe war der rückwärtige gepflasterte Hausteil zu erreichen. Die Pflasterung und die angetroffenen Ziegelrinnen legen eine landwirtschaftliche Nutzung dieses Hausteiles nahe. Am ehesten ist dabei an die Aufstallung von Vieh zu denken. Vom übrigen Hausgrundriß war dieser Hausteil wohl durch eine Querwand in Anlehnung an die Toreinfahrt abgetrennt; ein sicherer Nachweis für eine derartige Abtrennung konnte jedoch nicht geführt werden. Hinweise sind lediglich durch die konstruktive Gerüstausbildung des Unterstocks gegeben. Diese wird geprägt durch die mittige, firstparallele, über die gesamte Hauslänge reichende Stützenreihe. Zumindest über die drei westlichen Zonen ist durch die Aussteifung dieser Holzständer durch Kopfstreben in vier

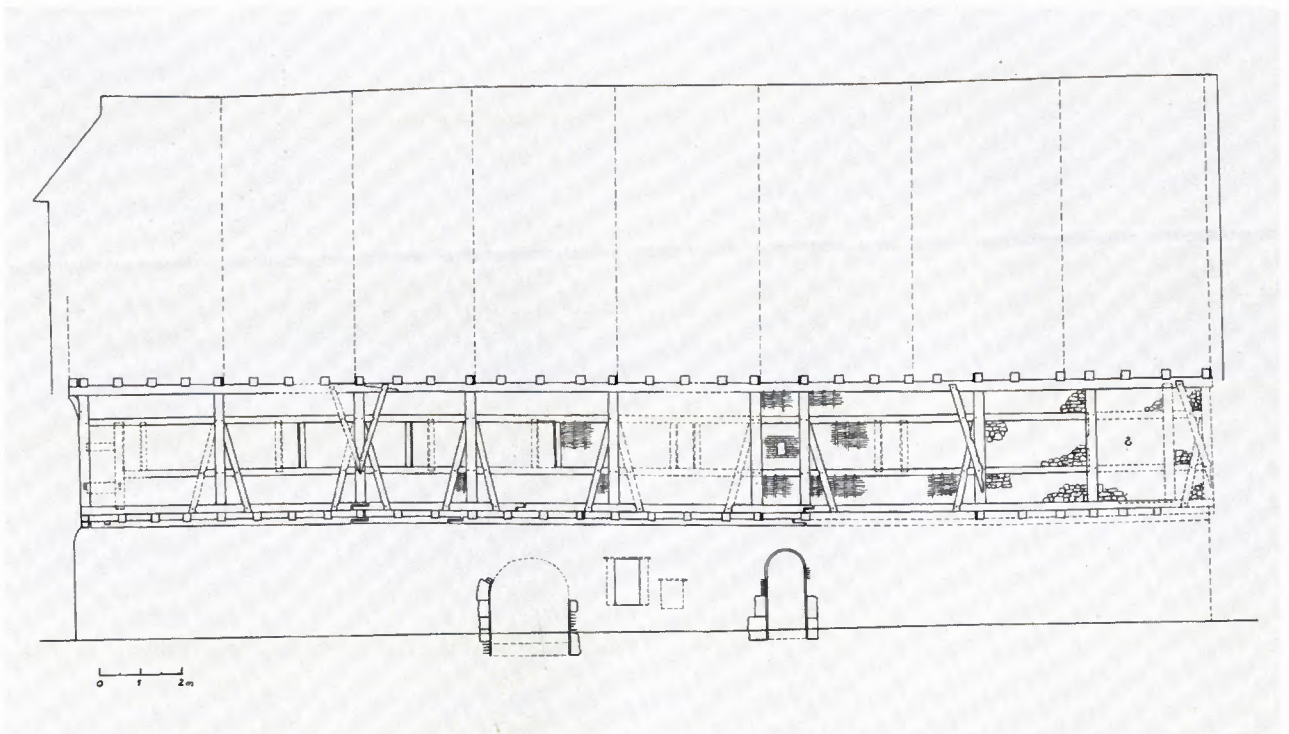
Richtungen ein freier Raum angedeutet. Mit der dritten Innenquerachse wechselt die Aussteifungsart der Ständer, was wohl mit der Anlage der vermuteten Trennwand in Zusammenhang zu bringen ist.

Auf dem massiven Unterbau ist ein einstöckiges Fachwerkgerüst aufgeschlagen. Der überdurchschnittlich hohe Originalbestand läßt die Gerüst- und Gefügeausbildung klar erkennen. Das Sichtfachwerk war außen farbig gehalten. Nach den Untersuchungen von Restaurator M. Schwenkenbecher, Nördlingen, war das Holzwerk in einem gebrannten Siena-Rot gestrichen. Die gekalkten Putzfelder waren mit zwei schwarzen Begleitstrichen abgesetzt, die sich an den Enden überkreuzten.

Das tragende Gerüst besteht aus stockwerk hohen Ständern, die sowohl innerhalb der Traufwände wie auch im Zuge der Innenwände auf Schwellhölzern stehen. Der Dielenboden ist außen nicht sichtbar. Interessant sind die verschiedenen Variationen der Gefügeanordnung und deren Ausbildung. So sind z. B. die Fußaussteifungen an der Nordtraufe mit der Schwelle überblattet und an der Südseite in die Schwelle eingezapft (Abb. 3 und 4).

Eine ähnliche Variationsbreite bietet die innere Gerüstausbildung: Neben angeblatteten Kopf- und Fußbändern (nur in Querachse 2) wurden innerhalb der Querachsen hauptsächlich wandhohe, verzapfte Streben eingebaut (Abb. 8). Weitgehend original erhalten ist der Ostgiebel (Abb. 9). Aussagen zur ehemaligen Fachwerkgestaltung des Westgiebels sind infolge eines nachträglichen Massivgiebels kaum noch möglich. Sicher ist, daß er über dem Unterstock mit Stichgebälk auskragte und danach, im Gegensatz zum Ostgiebel, als Steilgiebel ausgeführt war.

Innerhalb der inneren Längsachsen wurde weitgehend auf eine Gerüstausbildung verzichtet. Nur an exponierten Stellen (Treppenabgänge) unterbrechen die Schräghölzer die waagrechte und senkrechte Gliederung der Fachwerkwände (Abb. 7). Der Wandaufbau zwischen den Ständern ist nicht einheitlich. Die Untersuchung ergab, daß die Wände der westlichen Zone mit Bruch-



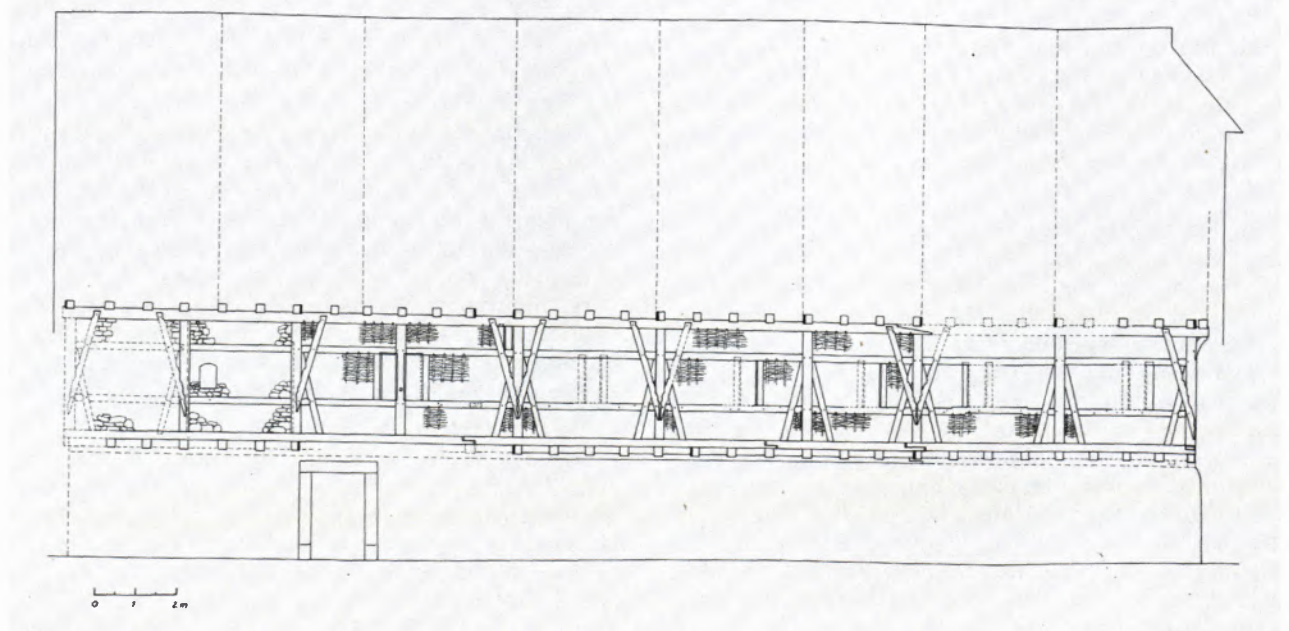
3 SEELHAUS, ANSICHT NORDTRAUFE. Links ehem. Abtritt; über Rundbogentüre Treppenbelichtung der Nebentreppe.

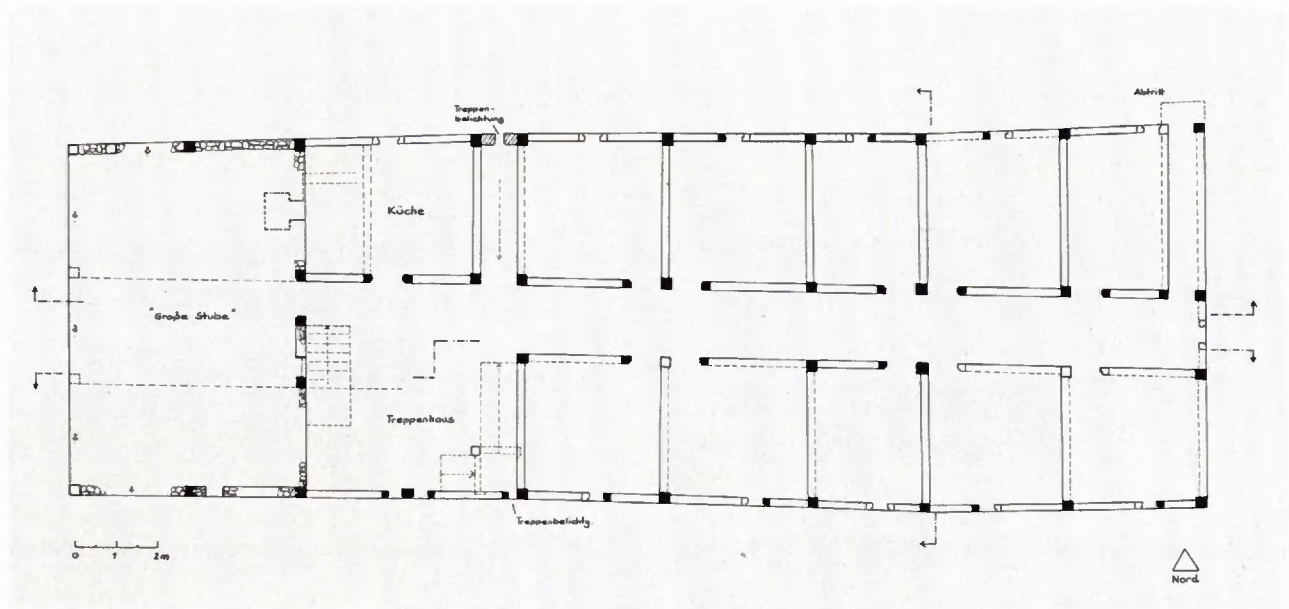
stein geschlossen waren. Alle übrigen Wände besaßen eine Flechtwerkfüllung. Mit Ausnahme der nördlichen Trennwandhälfte zwischen Zone 1 und 2 waren alle Wände zweifach verriegelt (zeigen also Brust- und Kopfriegel).

Die ursprüngliche Raumaufteilung einschließlich der Fenster- und Türöffnungen ist weitgehend original erhalten bzw. durch die entsprechenden Zapfenlöcher der jetzt fehlenden Tür- und Fensterstiele eindeutig rekonstruierbar.

Der Grundriß des Fachwerkoberstocks wird geprägt durch eine mittige, firstparallel verlaufende Fluranlage (Abb. 5). Dieser Flur war einerseits durch die Nebentreppe wie auch durch den Hauptzugang und von hier über ein geräumiges Treppenhaus erreichbar. Entlang des Flures reihen sich beidseitig je fünf Räume von z. T. unterschiedlicher Größe auf. Am ostwärtigen Giebel ist nach Norden ein Gang zum ehemals traufseitig überhängenden Abtritt abgetrennt. Vom Treppenhaus führt eine Tür mit Spitzbogen in die Küche. Hier konn-

4 SEELHAUS, ANSICHT SÜDTRAUFE. Bemerkenswert von West nach Ost Fensteröffnung in Bruchsteinmauerwerk, schmale Belichtungsöffnung für Treppe zum Dach. Am 3. Bundständer begradigter krummwüchsiger Brustriegel in vorletzter Zone.





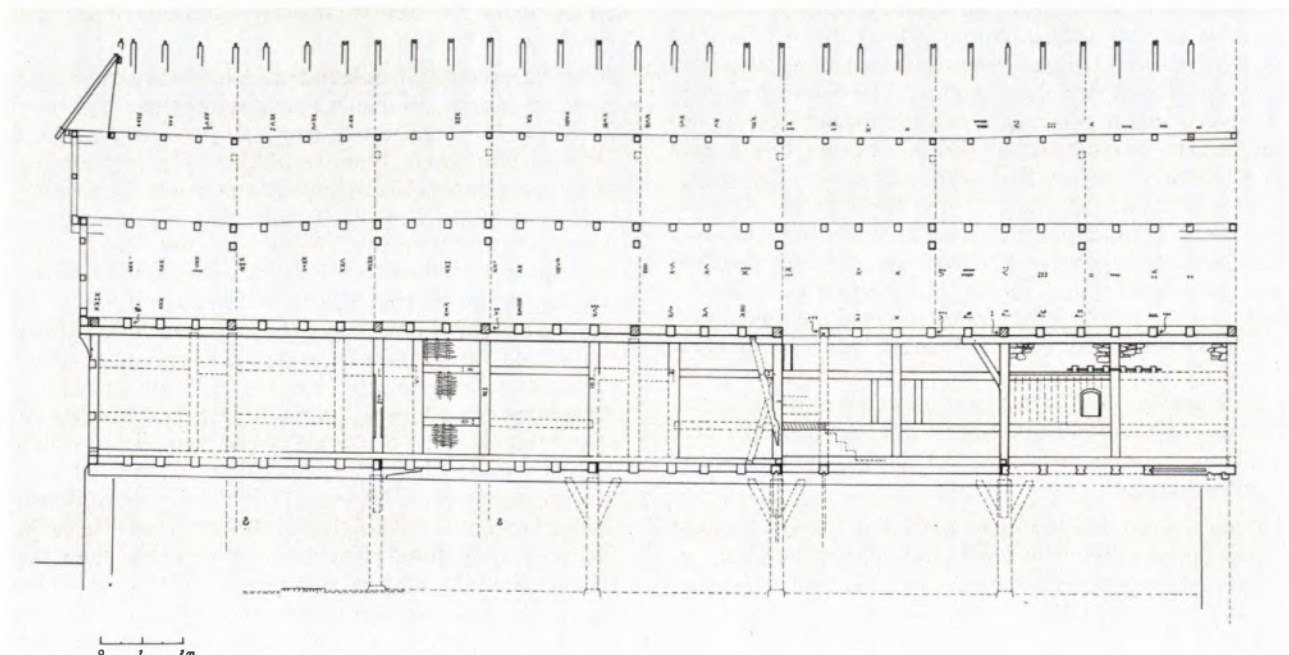
5 SEELHAUS, GRUNDRISS OBERSTOCK.

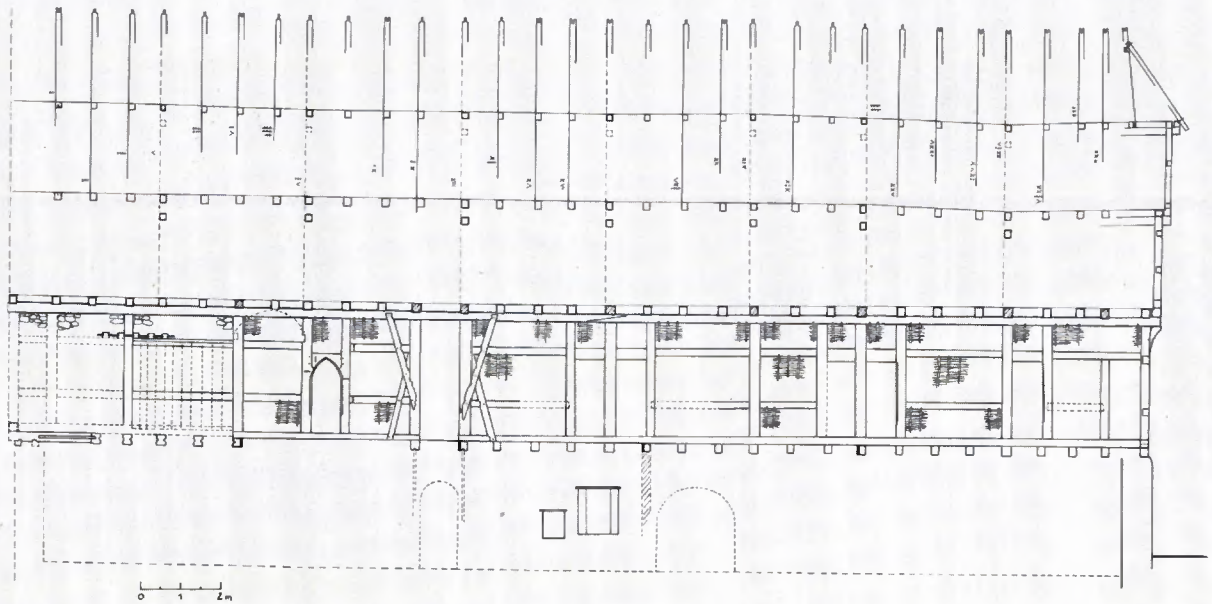
ten Hinweise auf eine Rauchfangabhängung sowie auf die Rauchfangöffnung am verrußten Deckengebälk, in Anlehnung an die westliche Trennwand, gewonnen werden. Innerhalb der Bruchsteintrennwand zum westlich benachbarten Raum ist die ursprüngliche Öffnung zu vermuten, über die ein Ofen im angrenzenden Raum von der Küche aus befeuert wurde.

Im Bereich des Südgiebels zeigen sich in der ersten Raumzone viele Details, sogar eine auf 2 m Länge noch vorhandene Bretter-Balken-Decke, welche auf eine Stube von der Gesamtbreite der Giebfassade hinweisen. Auf den giebelseitigen Hauptraum, der ursprünglich nicht unterteilt war, ist das Hauptinteresse zu lenken. Folgende Befunde weisen ihn als das wohnliche Zentrum des gesamten Gebäudes aus:

- Er ist mit Abstand der größte Raum.
- Mit seiner Ausrichtung auf die Gasse nimmt er die repräsentativste Lage ein. Die Ständerstellung an der Südtraufe erlaubt die Anlage eines geräumigen Fensters und damit einen freien und direkten Blick entlang der Gasse.
- Er besaß einen Ofen und war rauchfrei. (Die Küche besaß nur den offenen Herd.)
- Die Umfassungswände waren in Bruchstein ausgeführt und innen graugrün gestrichen. (Die Nuten dienten zum Einbringen der Riegel, nicht für den Einbau von Bohlen.)
- Der Raum besaß allem Anschein nach schon seit dem Jahre 1505 eine Bretter-Balken-Decke unter

6 SEELHAUS, LÄNGSSCHNITT, *Blick nach Süden*.





7 SEELHAUS, LÄNGSSCHNITT, *Blick nach Norden.*

dem Dachgebälk. (Die angetroffene Bretter-Balken-Decke ist dendrochronologisch auf das Jahr 1538 datiert und damit möglicherweise als Ersatz einer älteren Decke anzusehen. Hinweise auf eine Unterstützung der großen Spannweite von Traufe zu Traufe konnten nicht erkannt werden.)

- Es war der einzige Raum, der zum Unterstock mit einem Blindboden isoliert war.

In Anlehnung an die Größe wird dieser Raum als die „Große Stube“ bezeichnet. Sie ist als der wohnliche Mittelpunkt des gesamten Hauses anzusehen.

Das Dachgerüst besteht aus liegenden Bindern, deren Stuhlständer in einer Länge über zwei Dachgeschosse reichen (Abb. 8). Die Aussteifung der liegenden Stühle erfolgt in der Querrichtung durch angeblattete Kopfbänder sowie durch gezapfte Spannriegel und Kehlbalken. In der Längsausrichtung erfolgt die Aussteifung durch geschoßübergreifende Andreaskreuze zwischen den Bindern in der Dachneigung. Die Sparren sind in die Dachbalken eingezapft. Am Firstpunkt sind sie untereinander verschlitzt. In den Dachraum führte eine abgewinkelte Treppe. Anzeichen für diese Treppe sind neben den Zapfenlöchern in den Riegeln (zur Aufnahme eines Treppenpodestes) auch durch die Dachbalkenabstände gegeben. Während der Abstand der Balken zwischen 65 und 70 cm liegt, beträgt er in Anlehnung an die zweite Trennwand 90 cm. Eine kleine Öffnung an der Südtraufe belichtete den Treppenlauf (Abb. 4). Der Dachraum war ungeteilt. Die Beobachtung einer Spindelverankerung an den westlichen Kehlbalken zeigt an, daß mit einer Göpel-Anlage über eine ehemalige Ladeluke im Giebel Lagergut heraufgezogen werden konnte.

Werden zu den aufgeführten Befunden die Quellenausagen hinzugezogen, so ergibt sich hinsichtlich der Gebäudenutzung folgendes Bild: Die Grundrißanordnung im 1. Oberstock zeigt die Aufreihung einzelner Wohnräume für ca. 7 bis 10 Personen, deren hauswirtschaftliches Zentrum die gemeinsame Küche und die „Große

Stube“ bildete. Das „Seelhaus“ bot so in Einzelzimmern Raum für eine kleinere Zahl von Insassen, daneben diente das Gebäude zur Lagerung von Vorräten und sonstigen Gütern im Dach sowie der Viehhaltung im Unterstock. Daß die Bewohner des „Seelhauses“ die dabei anfallenden Arbeiten selbst verrichteten und sich z. T. davon ernährten, ist anzunehmen.

Nachträgliche Umbauten

Zusätzlich zu den möglich gewordenen Rückschlüssen auf die erste Bau- und Nutzungsphase des Seelhauses sind durch eingehende Untersuchungen auch detaillierte Angaben über den Wechsel von Wohnkomfort und Wohnen über einen Zeitraum von mehr als 400 Jahren möglich. Die zeitlichen Fixpunkte der eingetretenen Veränderungen basieren auf dendrochronologischen Untersuchungen der in diesem Zusammenhang neu eingebauten Hölzer.

Ausgangspunkt der folgenden Ausführungen ist das Jahr 1505 (Abb. 10). Nach Fertigstellung des Gebäudes wohnten im 1. Oberstock mehrere Personen in einem gemeinschaftlichen Wohnverhältnis. Der private Bereich erstreckte sich auf Einzelzimmer mit einer mittleren Wohnfläche von ca. 10,5 m². Die Räume wurden von einem zentralen Flur erschlossen. Die Türen waren von innen verschließbar. Belichtet wurden die einzelnen Räume durch eine Fensteröffnung von ca. 37 × 110 cm. Keiner der Räume war beheizbar. Nach den Untersuchungen von Schreinermeister R. Hekeler, Rottweil, kann davon ausgegangen werden, daß die Fensteröffnungen nur mit einem Laden zu verschließen waren! Eine Decken- bzw. Bodenisolierung war nicht vorhanden. Der Boden- und Deckenaufbau bestand aus einer ca. 3,5 cm starken Dielung. Die verriegelten Flechtwerkwände, mit Stroh-Lehm-Auftrag, wurden in Sichtfachwerk ausgeführt. Nach den Untersuchungen von Restaurator M. Schwenkenbecher, Nördlingen, waren die Hölzer graugrün gestrichen, die gekalkten Gefache durch zwei schwarze, sich in den Ecken überkreuzende Begleitstriche abgesetzt.

Für alle Bewohner war eine Küche vorhanden. Hier wurde das gemeinsame Essen zubereitet. Von der Küche wurde über eine Hinterladeröffnung der Ofen in der Stube gefeuert. Durch eine Öffnung in der Trennwand zur Stube zog der Rauch vom Ofen in die Küche zurück. Herd- und Ofenrauch zogen durch einen die gesamte Küchenlänge einnehmenden Rauchfang ab und wurden durch einen Kamin über das Dach geleitet. Der Kamin saß auf den Dachbalken auf. Die Küche war rauchgeschwärzt, rauchfrei war dagegen die Stube. Mit über 45 m² war sie der größte Raum im Oberstock. Die Umfassungswände waren in Bruchstein ausgeführt und innen graugrün gestrichen. Der Boden war durch einen Blindboden isoliert. Eine niedrige Decke, in der Regel mit einem Lehmauftrag auf der Oberseite, verringerte das zu erwärmende Raumvolumen und isolierte nach oben. Mit seiner Größe erfüllte der Raum alle Anforderungen eines gemeinsamen Aufenthaltsraumes. Hier konnte gegessen, gearbeitet, gesprochen und in kalten Nächten vielleicht auch eine Schlafstelle um den Kachelofen gefunden werden. Ein gemeinsamer Abtritt befand sich an der Nordtraufe zum Hof hinaus.

Abgesehen von der Neugestaltung der Stubendecke im Jahre 1538 und der Verkleidung der Stubenwände durch Wandbretter hat das Haus über einen Zeitraum von über 300 Jahren keine gravierenden Veränderungen erfahren. Die ersten wesentlichen Um- und Einbauten datieren in das Jahr 1816 (Abb. 10a). Zu diesem Zeitpunkt wurde die Küche eingewölbt und das Ziegelgewölbe mit zwei Rauchabzugslöchern versehen. Die Trennwand zur Stube erhielt eine neue Öffnung zur Befuerung eines (neuen) Hinterladerofens. Die Nebentüre im Unterstock wurde geschlossen, der ehemalige Treppenaufgang im Oberstock dem benachbarten Raum zugeordnet, der nun in Angrenzung an die Küche ebenfalls eine Heizvorrichtung erhielt. Zusätzlich wurden an der Nordtraufe zwei größere Fensteröffnungen eingebaut.

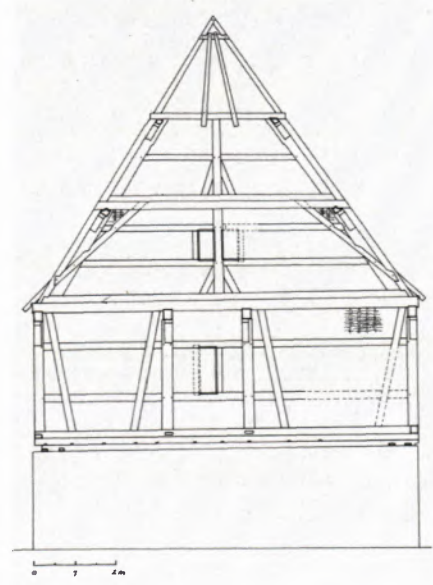
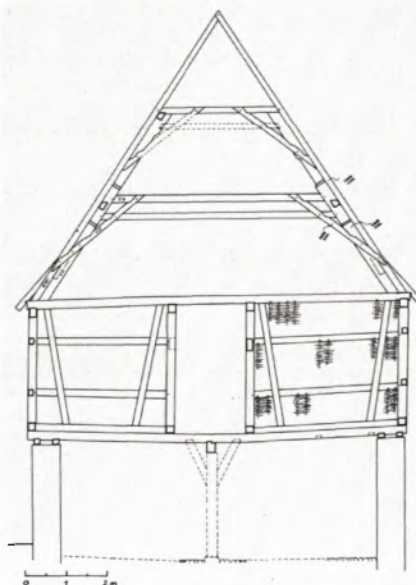
Gleichzeitig wurde von der „Großen Stube“ eine Kammer abgetrennt. In beiden Räumen wurden neue Decken eingezogen. Das Haus erhielt einen neugestalteten Hauseingang, großzügigere Treppenaufgänge und einen neuen Flurbelag mit Ziegelplatten. Der Westgiebel

wurde bis zum First massiv hochgemauert, das gesamte Haus mit einem Außenputz versehen. Die mittige Ständerreihe im Unterstock ist damals entfernt worden. Zusätzlich wurden neben den alten Unterzug zwei neue Längshölzer verlegt. Diese dreifache Abfangung wurde durch Mauerpfeiler und Wandscheiben unterstützt. Der veränderte Grundriß zeigt in zweifacher Weise eine differenzierte Sozialstruktur unter den Bewohnern an. Die „Große Stube“, unterteilt in Stube und Kammer, bildet von nun an eine abgesonderte Wohneinheit. Als Ersatz für die „Große Stube“ dient nun die „Kleine Stube“. Allem Anschein nach spiegelt sich hier der in den Quellen aufgeführte Einzug eines Verwalterehepaares wider. Lediglich die Küche wird weiterhin gemeinsam genutzt.

Eine gewisse Unsicherheit besteht für die in das Jahr 1880 datierte Umbauphase (Abb. 10b). Zu diesem Zeitpunkt wurden die südlichen Räume mit dreieckigen Kaminen ausgestattet und die Fenster an der Südtraufe vergrößert. Über die geräumigen, vom Flur begehbaren Kamine wurden durch Hinterladeröffnungen die Öfen befeuert. Diese besitzen nun Ofenrohre, durch die der Rauch in der Kopfhöhe in den Kamin geleitet wird. Die Kamine sitzen auf dem Gebälk über dem Unterstock auf.

Die oben angesprochene Unsicherheit ergibt sich daraus, daß die im Jahre 1816 zusätzlich eingebauten Unterzüge im Unterstock wohl am ehesten mit den erhöhten Lasten durch die Kamine zu erklären sind. Da aber der Ziegelverband von Kamin- und Flurwandbereich eine Einheit bildet, ist an den Kaminbauten im Jahre 1880 eigentlich nicht zu zweifeln. Auch eine Vergrößerung der Südfenster im Zusammenhang mit der Erwärmung der Zimmer kann aus den Baubefunden erschlossen werden. So zeigt z. B. der Fensterstiel des ostwärtigen Zimmers ein Abbundzeichen, das dieses Holz als ehemaligen Flurwandriegel im Bereich der neuen Tür ausweist.

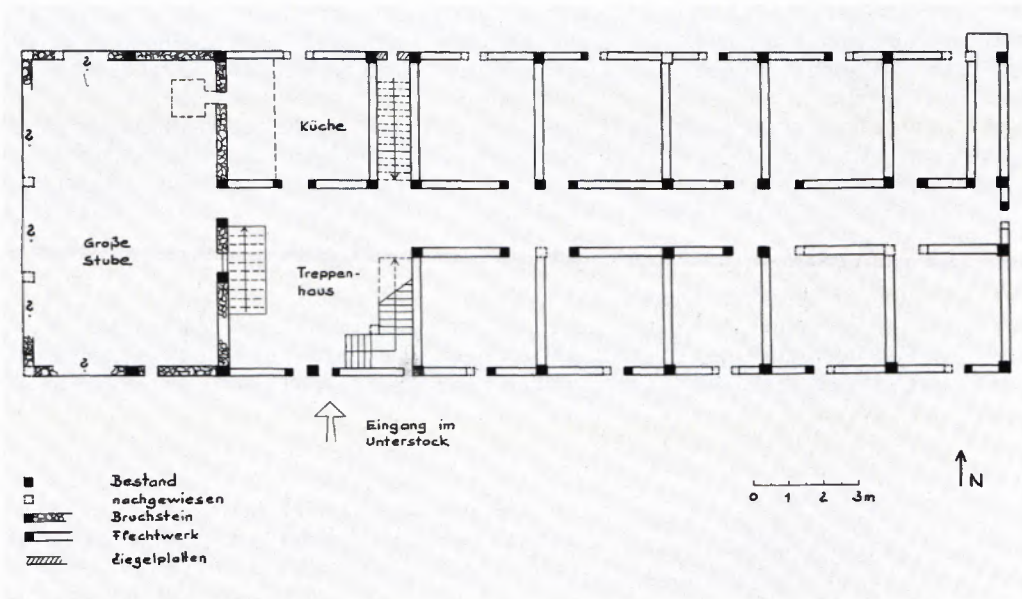
Die nächstjüngere Veränderung ist nicht datiert. Sie konnte nur anhand von nachträglich geschlossenen Ofenrohlöchern in den Flurwänden erfaßt werden. Das Fehlen von Kaminen zeigt, daß die nördlichen Räume in dieser Zeit durch das Aufstellen von Vorder-



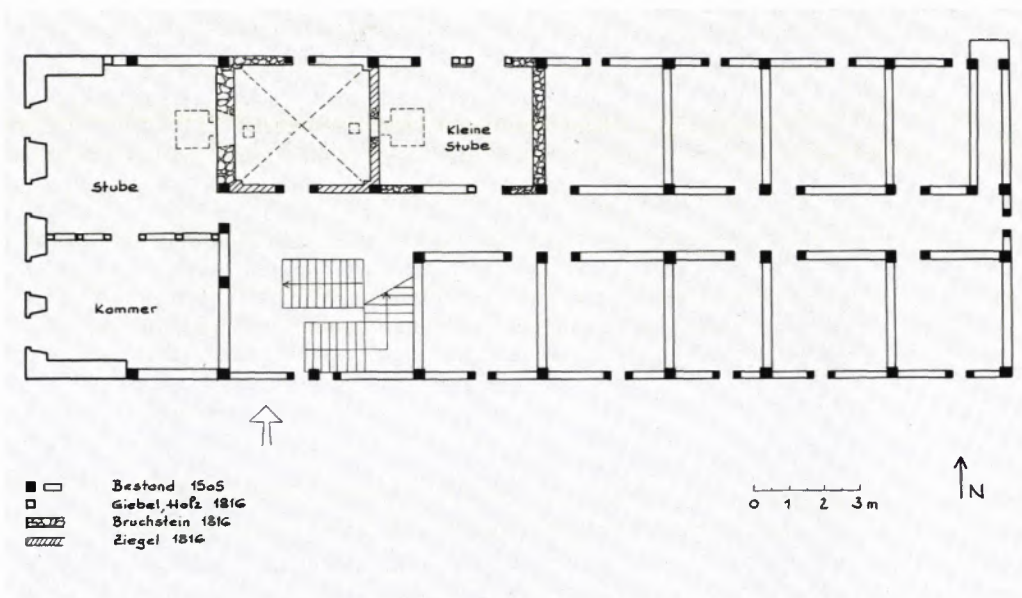
8 SEELHAUS, *Querschnitt.*

9 SEELHAUS, *Ansicht Ostgiebel.*

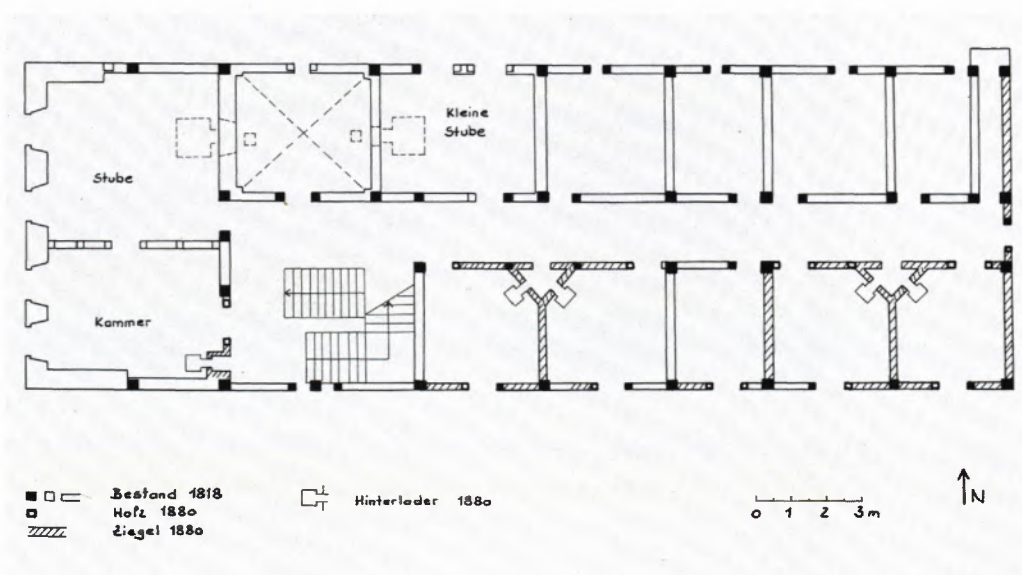
10 SEELHAUS,
Grundriß im Jahre
1505.



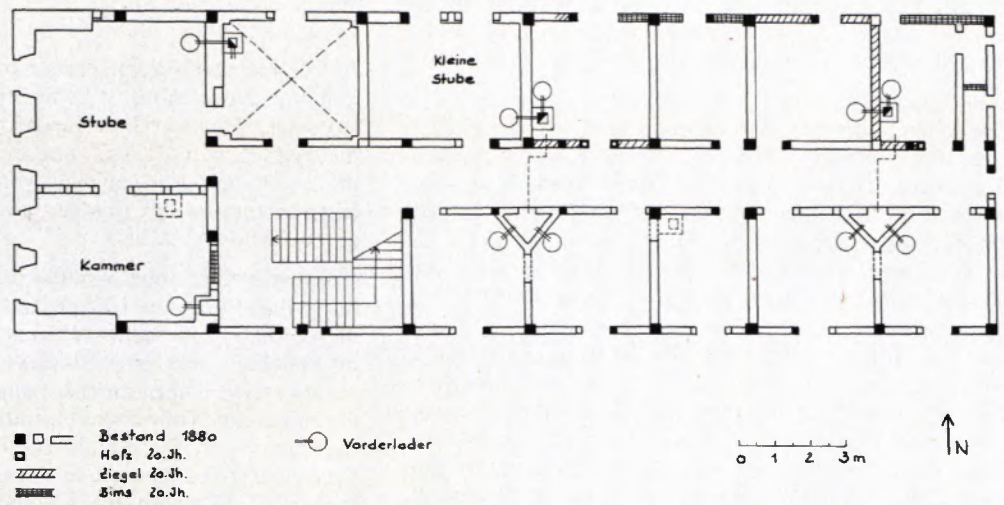
10a SEELHAUS,
Grundriß im Jahre
1816.



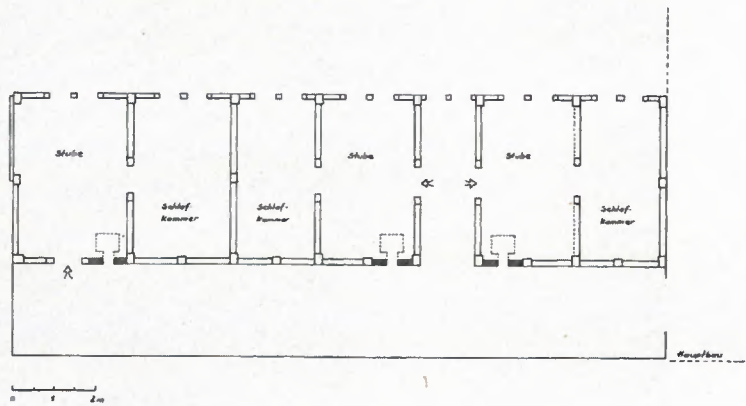
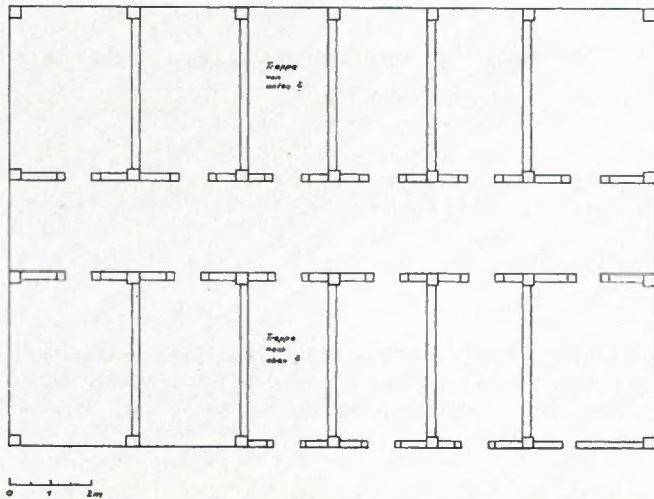
10b SEELHAUS,
Grundriß im Jahre
1880.



10c SEELHAUS,
Grundriß in der 1.
Hälfte des 20. Jahr-
hunderts.



11 SCHWÄBISCH HALL, Nonnen-
hof 4, Grundriß 2. Oberstock (1512 d).



12 BAD WIMPFEN, ehem. Bürger-
spital, Grundriß 1. Oberstock (1473 d).

laderöfen erwärmt werden konnten. Bis zur letzten hier vorgestellten Umbauphase wird diese fortschrittliche Heiztechnik als Zwischenlösung bezeichnet (in Abb. 10c gestrichelte Ofenrohre).

Spätestens nach dem 1. Weltkrieg erhielten auch die nördlichen Zimmer einen eigenen und die alte Küche einen neuen Kamin (Abb. 10c). Diese Kamine reichen vom Erdboden bis über das Dach. Vorderladeröfen sind nun in fast allen Zimmern aufgestellt. Daß zu diesem Zeitpunkt, als auch das Dach ausgebaut und z. T. mit separaten Kaminen ausgestattet wurde, noch die alte Befuerungstechnik über die Hinterladeröffnung vorherrschte, zeigt der Kamin in der südlichen Kammer. Als Untergrund für einen Putzauftrag, mit dem die Hinterladeröffnung geschlossen wurde, diente eine Zeitung. Leider war ihr Datum nicht erhalten. Da ein Artikel von dem beschlossenen Abzug der amerikanischen Besatzungstruppen vom Rhein handelt, ist die Schließung dieser Öffnung wenige Jahre nach dem 2. Weltkrieg anzusetzen.

Das Ende der Hospital- und Armenpflege in Bopfingen ist anhand der schriftlichen Quellen nach dem 1. Weltkrieg anzusetzen. Seit diesem Zeitpunkt diente das Haus den unterschiedlichsten Zwecken. Den danach eingetretenen Nutzungsänderungen soll an dieser Stelle nicht weiter nachgegangen werden.

Das Gebäude ist inzwischen behutsam saniert.

Vergleichende Beispiele

Daß im ausgehenden Mittelalter entsprechend den finanziellen Verhältnissen von „Betreibern“ und Nutzern

gleichartiger Einrichtungen auch unterschiedliche Wohnverhältnisse vorlagen, soll an zwei weiteren Beispielen in kurzen Auszügen aufgezeigt werden.

Bei dem ersten Vergleichsbeispiel handelt es sich um den sog. Nonnenhof in Schwäbisch Hall. In dem dreistöckigen Fachwerkbau aus dem Jahr 1512 waren Gemeinschaftsraum, Küche und eine weitere kleine Stube im 1. Oberstock angelegt, während die unbeheizten Einzelkammern davon abgetrennt im 2. Oberstock aufgereiht sind (Abb. 11).

Ausgesprochen nobel wohnte man im ehem. Bürgerspital in Bad Wimpfen. In Anlehnung an das Hauptgebäude wurde hier im Jahre 1473 ein eigenständiges Gebäude errichtet. Auf zwei Stockwerken waren hier regelrechte kleine „Apartments“ angelegt. Jede für sich abgeschlossene Wohneinheit besaß eine kleine beheizbare Stube mit gerader Balken-Bretter-Decke und benachbarter Schlafkammer. Die etwas größeren Stuben am freien Giebel waren durch einen Fenstererker belichtet (Untersuchung gemeinsam mit R. Crowell, Karlsruhe; Abb. 12).

Die Unterschiede aller drei vorgestellten Beispiele hinsichtlich Einteilung, Zuschnitt und Ausstattung der jeweiligen Gesamtanlagen sind offensichtlich und sollen daher nicht weiter kommentiert werden.

Ing. (grad.) Burghard Lohrum

Hansbergstraße 2

7637 Ettenheimmünster

Ing. (grad.) Hans-Jürgen Bleyer

Gustav-Werner-Straße 21

7430 Metzingen

UND ÜBRIGENS: SO SAH DAS SEELHAUS BIS 1984 AUS (Aufnahme 1978). Dann wurde es behutsam saniert. Die Stadt nutzt es jetzt für Veranstaltungen (Vorträge usw.). Dieses Baudenkmal ist ein prägnanter Beleg dafür, daß man bei einem alten Gebäude nicht leichtfertig vom schäbigen Augenschein ausgehen darf. Historische Kostbarkeiten zeigen sich oft erst in der Wertung durch Fachleute und durch eingehende Forschung. Welche weitreichenden Erkenntnisse sie bringt, wurde oben dargelegt.





1.3 LANDESDENKMALAMT BADEN-WÜRTTEMBERG
LANDESVERMESSUNGSAMT BADEN-WÜRTTEMBERG

Luftbild freigegeben vom Reg.-Präs. Stuttgart, Nr. 9/65591.

Wolf Deiseroth: Der Ortskernatlas Baden-Württemberg

Während die Darstellung der Einzeldenkmale inzwischen zum eingeführten Instrumentarium der denkmalpflegerischen Grundlagenarbeit gehört (neben den Denkmallisten zählen dazu auch die klassischen Kunstdenkmälerinventare des Landes), blieb die Frage nach Form und Inhalt einer entsprechend umfassenden Dokumentation der bestehenden historischen Siedlungskerne lange Zeit ungeklärt. Im Laufe der 60er Jahre und frühen 70er Jahre zeichnete sich bei der Arbeit vor Ort immer deutlicher ab, daß es mit dem Schutz von Einzeldenkmälern allein nicht getan war. Dies vor allem dort, wo es sich um komplexe städtebauliche Zusammenhänge wie Altstadtquartiere, mittelalterliche Dorfkerne und auch Siedlungserweiterungen des 19./20. Jahrhunderts handelte, in denen das angesprochene Objekt selbst mehr oder weniger sinnfällig die lokale bzw. regionale Bautradition belegte. Die gesetzliche Handhabe zur Definition bzw. Abgrenzung solcher Kernbereiche als „Gesamtanlagen“ gibt das Denkmalschutzgesetz (§ 19) des Landes, indem es als schutzwürdig vor allem solche „Straßen-, Platz- und Ortsbilder“ ansieht, „an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen ein besonderes öffentliches Interesse besteht“. In Baden-Württemberg wurden seit Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes 1972 durch Satzung 68 Stadt- bzw. Ortskerne (die meisten davon durch Rechtsverordnung) als Gesamtanlagen unter Schutz gestellt. Nach dem derzeitigen Kenntnisstand der Inventarisierung repräsentiert diese Anzahl aber immer noch höchstens ein Fünftel dessen, was sich an städtischen und dörflichen Kernbereichen (im Sinne des § 19 DSchG) in Baden-Württemberg erhalten hat. Überdies ist das bisher erbrachte Er-

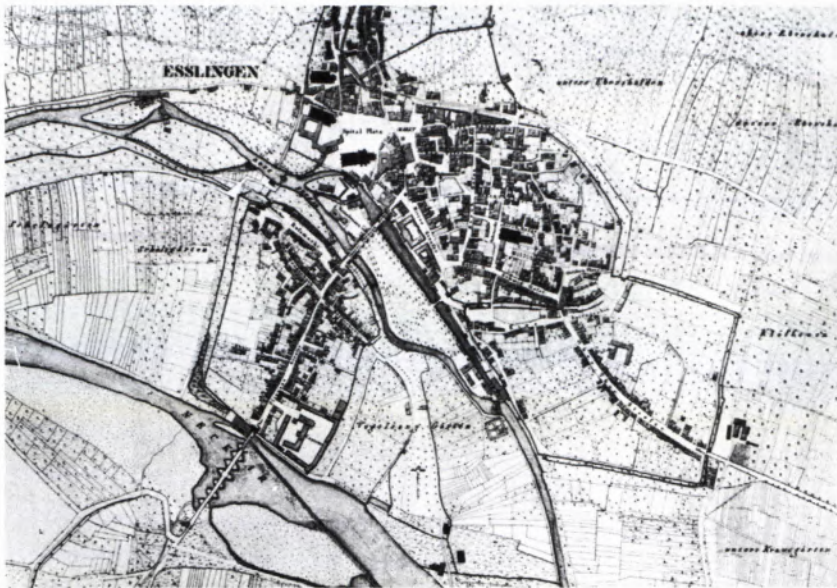
gebnis nicht erst seit Bestehen des Gesetzes zu verzeichnen, sondern stellt – geht man von der frühesten Festschreibung einer Gesamtanlage im Lande, der Altstadt von Meersburg (1954!), aus – eine über 30jährige Entwicklung dar. Vor diesem Hintergrund ist der „Ortskernatlas Baden-Württemberg“ als eine übergreifende, vom gesetzlichen Prozedere zunächst unabhängige Gesamtdarstellung der erhaltenen Kernbereiche zu sehen, die der Vorarbeit für die Ausweisung von Gesamtanlagen und damit ihrem Schutz nach § 19 dient.

Anders als etwa bei den Listenentwürfen, die heute Teil eines festgelegten Informationsaustausches zwischen Landesdenkmalamt und Kommunen/Planungsbehörden und Denkmaleigentümern sind, will der Atlas einen breiteren, unterschiedlich strukturierten Interessentenkreis ansprechen. Dabei war von Anfang an nicht nur die Zielgruppe der sogenannten Insider wie Denkmalpfleger, Architekten, Stadtplaner oder Fachhistoriker, sondern auch an den großen Kreis orts- und heimatgeschichtlich engagierter Leser gedacht.

Zur Realisierung des Vorhabens konnte das Landesvermessungsamt Baden-Württemberg als Mitherausgeber gewonnen werden. Es übernahm die komplizierte und aufwendige kartographische Bearbeitung der Beiträge sowie die Gesamtherstellung der Atlasreihe.

Der Inhalt der Einzellieferungen besteht jeweils aus Text-, Abbildungs- und Kartenteil.

Der Text führt zunächst in die Ortsgeschichte ein, er gibt vor allem einen Einblick in die Hauptphasen der städtebaulichen Entwicklung – von den Anfängen bis in unsere Zeit – und leitet dann zur Beschreibung des betreffenden Ortsbildes in seiner heutigen Situation



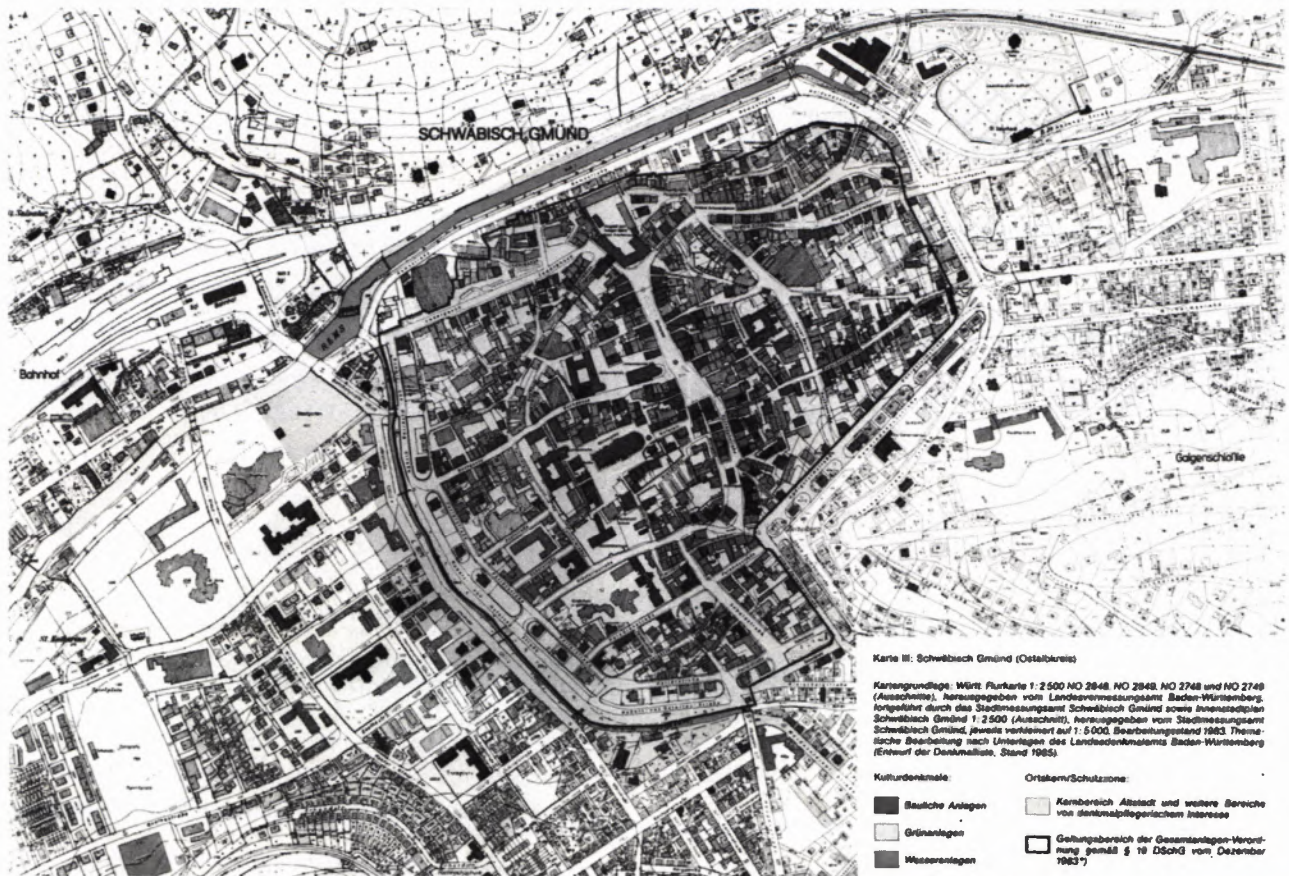
2 ESSLINGEN am Neckar, die Stadt im frühen 19. Jahrhundert, Flurkarte der ersten Württembergischen Landesvermessung, für den Ortskernatlas verkleinert auf M 1:5000.



3 ESSLINGEN am Neckar, Stadtkarte der heutigen Situation (für den Atlas verkleinert auf M:5000); besonders gekennzeichnet sind der heute noch ablesbare Kernbereich und die Kulturdenkmale im Stadtgebiet (nach dem Entwurf der Denkmalliste, Stand 1984).



4 ESSLINGEN am Neckar, (im Original farbiges) Luftbild der Altstadt von Süden, Kernbereich mit Marktplatz, Kirchen und sog. Burg (oben), freigegeben vom Reg.-Präs. Stuttgart, Nr. 9/63657.



5 SCHWÄBISCH GMÜND, Flurkarte der heutigen Situation (für den Atlas verkleinert auf M 1:5000), besonders gekennzeichnet: die Altstadt (mit noch ablesbaren historischen Vorstadtbereichen) sowie die Kulturdenkmale im Stadtgebiet (nach dem Entwurf der Denkmalliste, Stand 1985).

6 SCHWÄBISCH GMÜND, (im Original farbiges) Luftbild der Altstadt von Süden, Kernbereich um Münster und Marktplatz, freigegeben vom Reg.-Präs. Stuttgart, Nr. 9/63659.





7 SCHWÄBISCH HALL, die Altstadt um 1900, Ansicht von Nordwesten, die den für das Stadtbild so charakteristischen Zusammenhang der Altstadt mit der weiter südlich gelegenen ehemaligen Klosterfestung Großkomburg zeigt.

über. Der Schwerpunkt der Ausführungen liegt dabei in der Darstellung der individuellen, ortsbildprägenden Faktoren in ihrem nachvollziehbaren siedlungs- bzw. stadtbaugeschichtlichen Zusammenhang. Gemeint sind damit insbesondere die unverwechselbaren Merkmale des jeweiligen Erscheinungsbildes, wie Stadtanlage und -grundriß, bauliche Wahrzeichen, Haus- und Dachlandschaft, stadtbau- und sozialgeschichtlich differenzierbare Quartiere, Geländebedingungen im Kernbereich u. a. Jede Ausgabe schließt mit einer Kurzbeschreibung der historischen Bebauung nach dem geltenden Verzeichnis der Straßen und Plätze. Aufgabe des Textes ist die knappe anschauliche Information nach dem gesicherten Kenntnisstand der heutigen Bau- forschung, Heimatgeschichte und Denkmalpflege. Außer der einschlägigen Literatur sind die Denkmallisten bzw. der vom Landesdenkmalamt jeweils im Entwurf vorgestellte Bestand der Kulturdenkmale die wesentliche Arbeitsgrundlage. Die Listen finden ihren Niederschlag nicht nur in der Kurzcharakteristik der historischen Bebauung nach Straßen und Plätzen, sondern vor allem im Kartenteil der Hefte. Historische Ansichten, zahlreiche Farb- und Schwarzweißabbildungen sowie thematische Karten ergänzen den Text.

Einen Schwerpunkt der thematischen bzw. denkmalpflegerischen Aussage jedes Heftes bilden die beige- gefügten Karten. Drei Kartentypen sind angeboten, an denen sich der Leser schrittweise orientieren kann: Am Anfang gibt die Kreiskarte von Baden-Württemberg einen Überblick über die Verwaltungsgliederung des Landes. Ihr folgen als erster Ausschnitt (Karte I) eine Topogra- phische Karte (1 : 50 000), die den Ortskern in seiner regionalen geographischen Situation zeigt. Die eigent- liche Aussage über den Ortskern erfolgt dann auf einer Flurkarte (bzw. Grundkarte), die für alle Beiträge ein- heitlich den Maßstab 1 : 5000 aufweist. Ein Haupt- aspekt der thematischen Aussage liegt hier in der direk- ten Gegenüberstellung von historischen und aktuellen Karten (Karte II, III). Dies betrifft vor allem die Orte im ehemals württembergischen Landesteil, für den flä- chendeckend Flurkarten der ersten systematischen Lan- desvermessung aus dem 19. Jahrhundert vorliegen. Die- se Drucke gestatten jeweils einen exakten, d. h. aus- schnittsidentischen Vergleich mit der heutigen Situa- tion und machen so den geschichtlichen Wandel der

Ortskernstruktur bereits im Kartenbild sinnfällig. In der aktuellen Karte sind dann die wesentlichen Punkte der denkmalpflegerischen Aussage farblich zusammen- gefaßt. Auf der Grundlage der jeweils erstellten Denk- malliste gibt die Karte einen Überblick über den Be- stand der Kulturdenkmale im behandelten Ortsbild.

Weiteres Augenmerk gilt der Kennzeichnung des histo- rischen Kernbereiches in seinem noch heute ablesbaren baulichen Zusammenhang. Hierbei wird gegebenenfalls auch jüngere Vorstadtbebauung mit einbezogen, sofern sie für das Gesamtbild der Altstadt Bedeutung hat. Einen wichtigen Aspekt der Kartendarstellung gibt die Gebietsumgrenzung von Gesamtanlagen im Sinne des Denkmalschutzgesetzes wieder. Die Grenzziehung um- faßt jeweils Geltungsbereiche für bereits bestehende Schutzverordnungen bzw. -satzungen nach § 19 DSchG, oder gibt den Vorschlag des Landesdenkmal- amts Baden-Württemberg für eine entsprechende Rege- lung wieder.

Das Atlasprojekt ist langfristig darauf angelegt, die als Gesamtanlagen anzusehenden bzw. ausgewiesenen hi- storischen Ortskerne des Landes möglichst vollständig zu erfassen. Darunter fallen ca. 150 Altstädte un- terschiedlichster Ausprägung und Größenordnung. Zu den historischen Stadtkernen kommen noch etwa 200 dörfliche bzw. ländliche Kernbereiche hinzu, die sich ebenfalls in unterschiedlichster Grundform und Bebau- ungsstruktur erhalten haben.

Bisher sind erschienen:

- Ausgabe 2.1 Stadt Ladenburg (1984)
 - 1.1 Stadt Esslingen am Neckar (1985)
 - 1.2 Stadt Schwäbisch Gmünd (1985)
 - 1.3 Stadt Schwäbisch Hall (1986)

Es folgen in nächster Zeit die Städte Leonberg, Herren- berg und Waiblingen.

Die Einzellieferungen zum Ortskernatlas sind über das Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Büchsen- straße 54, Postfach 1115, 7000 Stuttgart 1, und über den Buchhandel zu beziehen.

Dr. Wolf Deiseroth
 LDA · Referat Inventarisierung
 Mörikestraße 12
 7000 Stuttgart 1

1 BLICK auf die Ausgrabung der römischen Villa bei Großsachsen. Luftbild freigegeben Reg.-Präs. Stuttgart 44861 v. 3. 7. 1986.



Egon Schallmayer: Die Villa rustica „Alter Weg“ bei Großsachsen, Gemeinde Hirschberg, Rhein-Neckar-Kreis

Archäologische Denkmalpflege zwischen landwirtschaftlichen Bedürfnissen und öffentlichem Interesse

Schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist die römische Siedlungsstelle im Flurgewann „Maueräcker“ bzw. „Alter Weg“ etwa 1 km westlich von Großsachsen bekannt. Damals wurden einige Keramikscherben aufgefunden, die den römischen Charakter der Fundstelle nachwiesen. Die intensive Bewirtschaftung der Ackerflächen seit Jahrhunderten konnte trotz erheblicher Zerstörungen die römischen Ruinenreste im Boden nicht völlig beseitigen. In den 50er Jahren durchgeführte kurze Sondagen erbrachten einige Mauerzüge, blieben aber in ihrem Ergebnis weitgehend unbekannt. Schon von jeher galten die „Maueräcker“ bei den Landwirten in Großsachsen als schwierig zu bearbeitende Ackerflächen, kamen doch immer wieder beim Pflügen Steine, Ziegel und Keramikreste zutage: „Es schien, als wüchsen die Steine nach.“ Im Zuge des zur Zeit noch andauernden Flurbereinigungsverfahrens erfolgte die Zusammenlegung mehrerer Ackerstücke zu einem großen Bewirtschaftungsblock. Dies erlaubt den neu in Besitz und Nutzung eingewiesenen Landwirten eine rationellere Bewirtschaftungsmöglichkeit, hat aber auf der anderen Seite für das archäologische Objekt den Nachteil, daß die neu eingesetzten schweren Maschinen sowie die nun möglich gewordene andere Pflugrichtung, welche sich nach der größtmöglichen Längenausdehnung des Ackerblockes richtet, die Substanz der römischen Anlage in zunehmendem Maße beeinträchtigen und die römischen Reste zuhauf ans Tageslicht brachten. Die gesamte Ackeroberfläche war übersät von Steinmaterial, Estrichbrocken und Scherbenbruchstücken, so daß es zunächst schien, als sei die römische Anlage in ihrer Substanz schon weitestgehend zerstört. Dies jedenfalls war der Eindruck nach einer Flurbegleitung im Spätsommer 1983. Um das Ausmaß der eingetretenen Zerstörung dokumentieren zu können, entschloß sich das Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, zu einer kurzfristigen Sondage. Mittels

Baggerschnitten sollten noch einige Erkenntnisse über die Ausdehnung der Gesamtanlage gewonnen werden. Damals noch ging man von der Prämisse aus, daß der Grabungseinsatz bestenfalls nur einige Wochen dauern würde, da kaum zu erwarten war, daß noch ansehnliche Reste im Boden steckten.

Die Suchschnitte ergaben, daß die Befundsubstanz weit besser erhalten war als angenommen, ja daß es sich vermutlich bei der römischen Anlage um eine Villa rustica handele, die in Abmessung, Ausstattung und Erhaltung unter den ergrabenen ähnlichen Anlagen des Neckarmündungsgebietes herausragt. Eine systematische Ausgrabung des gesamten Geländes wurde notwendig.

Mit dem Besitzer wurde vereinbart, daß nach der Ausgrabung, die wegen der zukünftig durch die Pflugmaschinen verursachten allmählichen Zerstörung des Bodendenkmals zu gestatten war, das Ackergelände wieder in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt werden sollte. Dies bedeutete, daß bei den Ausgrabungen der Humusboden separat zu lagern war, sowie darüber hinaus, daß der Boden von dem Steinmaterial zu säubern war. Natürlich verursachten diese Bedingungen Mehrkosten, welche vom Landesdenkmalamt gemeinsam mit dem Flurbereinigungsamt zu tragen waren. Zusätzlich waren auch die Ernteauffälle während der Grabungsdauer zu entschädigen. Da es sich um erstklassigen Boden handelt, der Tabak anzubauen gestattet, kam hier auch eine erkleckliche Summe zustande.

Als sich nach wenigen Grabungswochen der ersten Saison, März bis August 1984, herausstellte, daß ein größeres Badegebäude im Boden steckte, wurde durch das Landesdenkmalamt die Erhaltung der freigelegten Mauern angeregt. Allerdings verfügte die Teilnehmergemeinschaft bei dem Flurbereinigungsverfahren über keine Austauschfläche, mit denen der Landwirt wertgleich abgefunden werden konnte, so daß der Plan ei-

ner Konservierung der Anlage zu diesem Zeitpunkt zunächst fallengelassen werden mußte. Ein Übergang der Fläche, in der das römische Kulturdenkmal ruhte, in öffentlichen Besitz ließ sich aus Kostengründen lediglich über Austausch innerhalb des Flurbereinigungsverfahrens bewerkstelligen. Das Landesdenkmalamt entschloß sich seinerzeit schweren Herzens, die Reste der römischen Baderuine abzubrechen, u. a. auch, um die gewünschte Verbesserung der Bodenqualität durch das Entfernen der Steine zu erreichen (Abb. 2).

Als in der zweiten und dritten Grabungskampagne, 1985 und 1986, neben dem Badegebäude das ausgedehnte Haupthaus (Abb. 3) der ganzen Gutshofanlage zum Vorschein kam und sich die Mauerreste wiederum in bester Erhaltung präsentierten, wurden die Möglichkeiten einer Erhaltung, welche im Bereich des Flurbereinigungsverfahrens aufgrund vorhandener Austauschflächen offensichtlich doch noch gegeben waren, erneut geprüft. Es gelang zumindest im planerischen Bereich, Ausweichflächen zu benennen. Damit ist die Möglichkeit einer Erhaltung des römischen Objektes nun

grundsätzlich gegeben. Es gilt nun, mit allen Beteiligten zu einer Lösung zu kommen, die verhindert, daß ein archäologisches Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung für immer zerstört wird.

Beschreibung der Anlage (Abb. 4)

Das Badegebäude

Bereits nach Abschieben der Deckschichten ergaben sich innerhalb der Flächen die Umriss eines größeren Steingebäudes mit mehreren Böden, Innenräumen und Fußbodenheizungen. Nachdem bereits zu Beginn der Grabung Teile von Badewannen festgestellt worden waren, wurde deutlich, daß hier die Badeanlage einer Villa rustica aufgedeckt wurde. Es handelt sich insgesamt um eine sehr stattliche Anlage, die den Vergleich mit Kastellbädern am Limes draußen nicht scheuen muß. Das Bad war 27 m lang und hatte eine maximale Breite von 16 m. Zwei übereinanderliegende, mit Resten der Fußbodenheizung versehene Estrichböden zeigten an, daß das Bauwerk zumindest zwei Baupha-

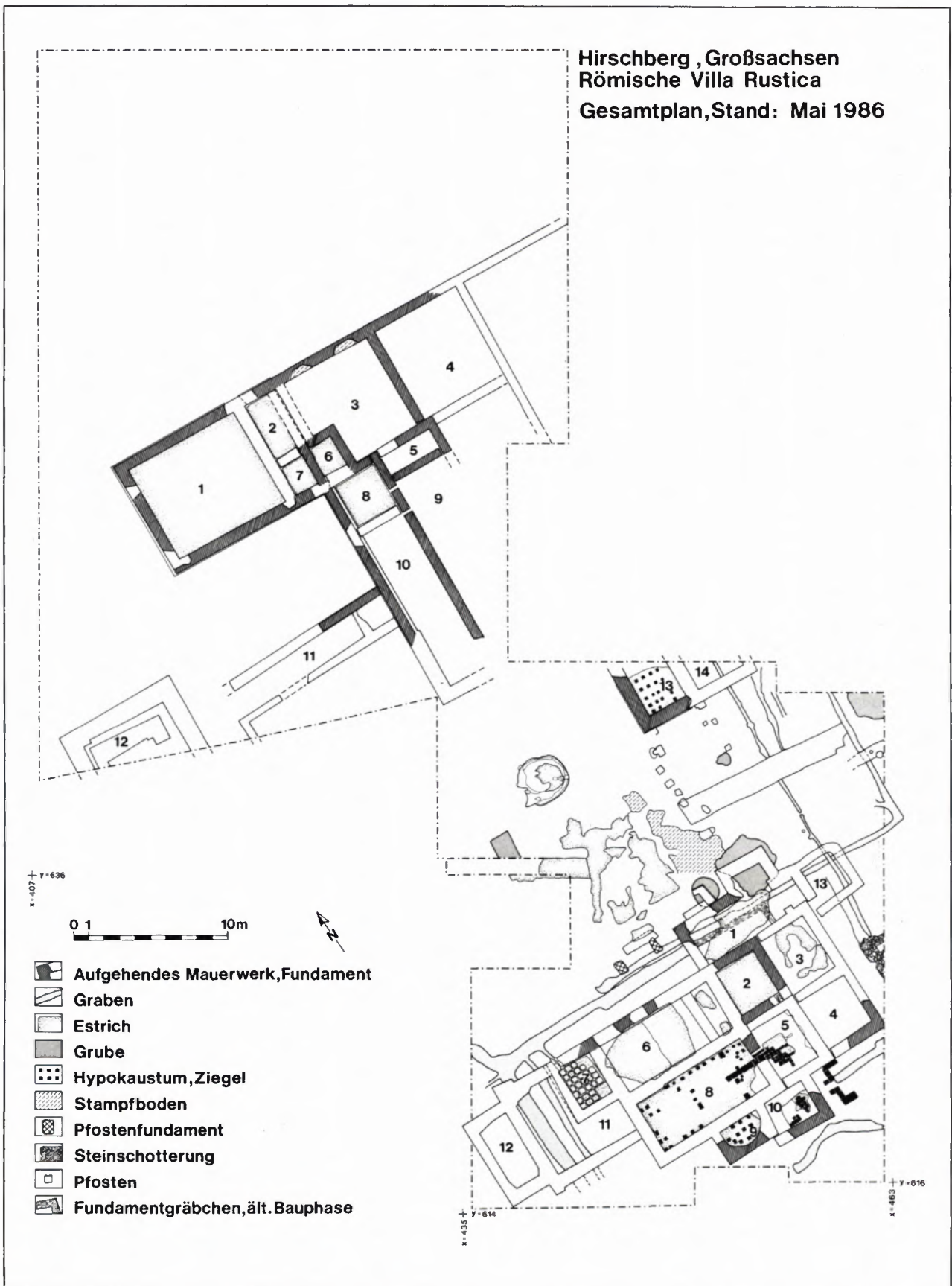


2 BADEANLAGE von Osten. Im Hintergrund sind links die Ziegel einer Hypokaustheizung sichtbar.



3 BLICK von Osten auf das freigelegte Hauptgebäude. Rechts verschiedene Kellereinbauten.

Hirschberg, Großsachsen
Römische Villa Rustica
Gesamtplan, Stand: Mai 1986



4 GESAMTPLAN der bis Frühjahr 1986 in Großsachsen ergrabenen Strukturen vom Bade- und Hauptgebäude einer Villa rustica. Im Süden liegt das Badegebäude mit den Räumen 1-13: 2 Schwitzbad, 5 Heizraum (vgl. Abb. 5), 6, 7 Kaltbade- und Umkleideraum und Becken (vgl. Abb. 6), 8 Warmbaderaum, 9 Apsis mit Hypokaustpfeilern einer Heißwasserwanne (vgl. Abb. 7), 10 Heißwasserwanne. Hauptgebäude im Norden mit den Räumen 1-14: 1 Großer Raum, 3, 5 Keller (vgl. Abb. 9), 8, 10 Verbindungstrakt, 9 Küche, 11 Gang, 12 „Kultbau“ (vgl. Abb. 10), 14 Fußbodenheizung.



5 HEIZANLAGE des
Badegebäudes, 2. Baupha-
se. Von Nordwesten.



6 PLATTEN einer Kalt-
badewanne im Badegebäu-
de, rechts der Ausfluß.

sen besitzt. Dies wird auch von der im Gesamtplan sehr verschachtelt erscheinenden, kleinen Innenraumeinteilung unterstrichen. Entdeckt wurde ein Auskleideraum, der mit einem Kaltbadetrakt mit Wanne (Abb. 6) verbunden war. Nach Osten schloß sich möglicherweise ein kleines Schwitzbad an. Der Warmbaderaum hat in einer halbrunden Nische nach Süden eine weitere Heißwasserwanne (Abb. 7). Somit sind alle dem üblichen römischen Badeschema entsprechenden Räume in dieser ersten Bauphase bereits enthalten. Wann diese erste Bauperiode errichtet wurde, kann im Moment nur unter Vorbehalten gesagt werden: Das früheste Fundmaterial aus dem Gesamtbereich der Grabung datiert an das Ende des 1. bzw. den Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. In Phase 2 erfuhr das Bad einen generellen Umbau und wurde dabei vergrößert, die Räume teilweise verlängert und anders genutzt. Phase 2 läßt sich zeitlich wohl ans Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. rücken. Möglicherweise gehören dann noch weitere, kleinere Umbaumaßnahmen bereits in den Beginn des 3. Jahrhunderts. Eine Badeanlage dieser Größe mit umfangreichen Resten von bemaltem Wandverputz, marmorähnlichem Gestein für Gesimse, Fensterglas muß zu einer ausgedehnten und bedeutenden, wirtschaftlich blühenden Gutshofanlage gehört haben.

Das Hauptgebäude

10 m weiter nördlich konnte das Hauptgebäude ausgegraben werden, von dem in der Grabungssaison 1984 bereits ein südöstlicher Raumabschluß aufgefunden werden konnte. Die Außenfront des Mauerwerks war sorgfältig verputzt und mit pompejanischer Farbe übermalt. Ein nahezu 3 × 3 m großer Raum besaß noch die Reste der ehemaligen Fußbodenheizung in Form von regelmäßig angeordneten Ziegelpfeilern. Bei den hier aufgedeckten Mauerresten handelt es sich um Teile des Hauptgebäudes der Villa rustica. Dieses Gebäude war bereits in Luftbildaufnahmen festgestellt worden, welche von dem Luftbildarchäologen des Landesdenkmalamtes, Rolf Gensheimer, im Sommer 1984 aufgenommen werden konnten. Die weitere Ausgrabung konnte sich daher auch anhand des Luftbildes weiter vorantasten, was eine rationellere Vorgehensweise bei der Arbeit möglich machte.

Die Bauform des Hauptgebäudes scheint den Typ einer sog. Eckrisalitvilla zu repräsentieren, deren südlicher Risalit das Badegebäude, deren nördlicher ein dort gelegener Seitenflügel bildet. Es ist anzunehmen, daß Hauptgebäude und Bad ein aus Holzkonstruktionen errichteter Wandelgang verband und damit zu einem einheitlichen Baukörper zusammenschloß.

Als ältester Teil des Hauptgebäudes kann ein Kernbau von rechteckiger Gestalt benannt werden, welcher die nach Osten hin gelegenen Räumlichkeiten umgreift. Zu diesem Bauteil gehörte eine erste Kelleranlage im Norden des Bauwerks (Abb. 9). Die nach Westen gerichtete Breitseite des Kernbaus zeigte ein sorgfältiges Quadermauerwerk, das ehemals offensichtlich als Schauffront diente. Man kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Ausgrabungen den Eindruck gewinnen, als ob der unterkellerte Raum im Norden und der mit Fußbodenheizung versehene im Süden Eckrisaliten der ersten Villenanlage darstellen würden, die allerdings gegenüber der späteren Bauphase nach Osten hin orientiert war. Hier bleiben aber die weiteren Ausgrabungen abzuwarten, um endgültig gesicherte Aussagen treffen zu können.



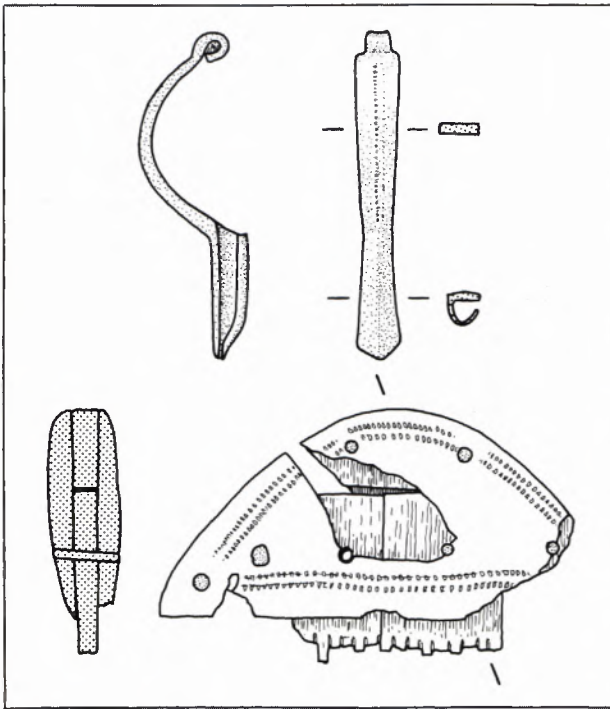
7 APSIS im Badegebäude mit den Ziegeln einer Fußbodenheizung. Darüber befand sich eine Heißwasserwanne.

Auch das Hauptgebäude weist zwei Bauphasen auf. Parallel zur Westwand des Kernbaues wurde eine zweite, nach Westen versetzte Mauer errichtet, wodurch sich ein gangartiger Bau bildete. Diesem Gang war nach Norden hin ein Seitenflügel angesetzt, in dessen östlichem Bereich sich ein weiterer Keller befand. Nach Westen befand sich hier ein 10 × 6,80 m messender Raum. Ausbruchgruben zeigen an, daß zu einem späteren Zeitpunkt weitere Baumaßnahmen vorgenommen wurden. Tatsächlich hat man wohl im 3. Jahrhundert den Kellerraum zugefüllt, nachdem die innen gelegenen Lichtschächte zugemauert worden waren. In der Einfüllung fanden sich zahlreiche Keramikreste und Säulenteile, die Brandspuren zeigen.

Beim Freilegen dieses Teils der Grabungsfläche ergab sich ein weiteres Steingebäude mit annähernd quadratischem Grundriß, dessen Mauern bis 1,20 m Mauerstärke aufwiesen (Abb. 10). Im Innern dieses Gebäudes befand sich ein kleineres Mauergerüst, so daß man den Eindruck erhält, es handle sich um einen kleinen Kultbau mit innerem „Heiligtum“ und umlaufendem, überdachtem Wandelgang, wie wir ihn als sog. gallorömischen Umgangstempel von vielen anderen Fundstellen her kennen. Die Art und Weise seiner Platzierung in Nähe des Hauptgebäudes und die eigenartige Verbindung durch die an das Hauptgebäude heranziehenden parallelen Mauerstränge, die scheinbar durch einen bogenförmigen Mauerzug angesetzt sind, besitzen aber bisher keine Parallelen. Möglicherweise handelt es sich bei dem solchermaßen angebauten Gebäude auch um einen Speicherbau in Turmform, worauf die mächtigen Außenmauern hinweisen könnten. An eine wehrhafte Einrichtung etwa in Art eines Wohnturms ist weniger zu denken.

Interessante Details ergaben sich noch im Bereich der verschiedenen Kelleranlagen. Dort konnten nämlich in zwei danebenliegenden Räumen Reste von kleinen Öfen, vermutlich Backöfen oder Herdstellen, gefunden werden, die andeuten, daß hier der Küchentrakt des Herrenhauses gelegen haben muß.

Die Datierung sowohl des Bades als auch des Hauptge-



8 ALAMANNISCHE FUNDE: *Bronzefibel (oben) und Dreilagenkamm aus Bein.*

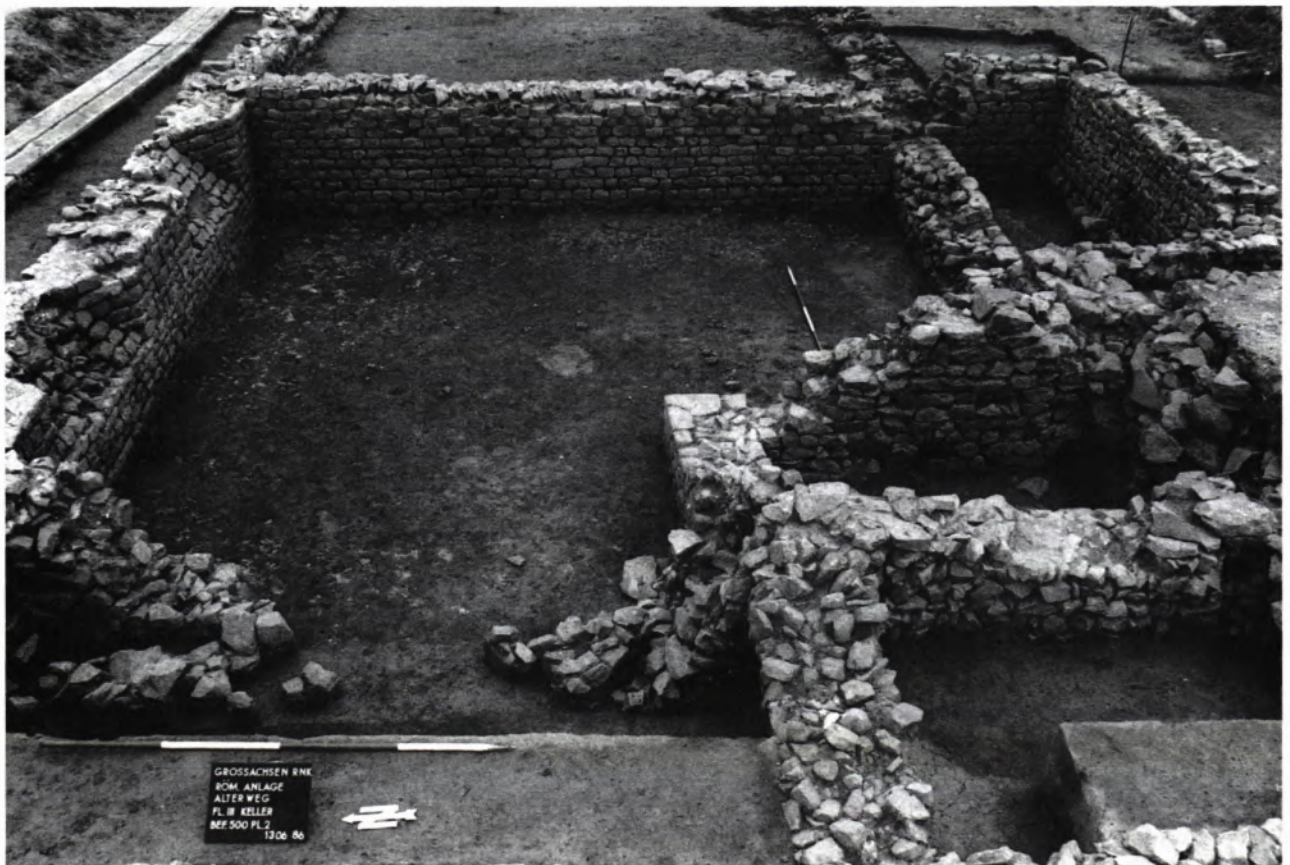
bäudes ergibt sich aus dem stratigraphisch, d. h. nach Bodenschichten geborgenen Fundmaterial. So konnte unter dem ältesten Estrichboden des Badegebäudes Terra Sigillata geborgen werden, die einer Werkstatt zuzuschreiben ist, welche im 2. Viertel des 2. Jahrhunderts

n. Chr. ihre Blütezeit in Blickweiler (Elsaß) hatte. Die Vergrößerung des Badekomplexes datiert in die 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr., während die weiteren An- und Umbauten schon in das 3. Jahrhundert n. Chr. gehören. Ähnlich verhält es sich bei dem Hauptgebäude, wo die verschiedenen Kellereinfüllungen Datierungsmöglichkeiten bieten. Auch hier scheint der Kernbau in Stein in den 30er oder 40er Jahren des 2. Jahrhunderts n. Chr. errichtet worden zu sein. Die Umbauphasen scheinen sich – nach der bisherigen vorläufigen Durchsicht des Fundmaterials zu urteilen – an die des Bades anzuschließen. Das Ende der Villa rustica von Großsachsen dürfte mit den unruhigen Zeiten der Alamanneneinfälle gekommen sein. Diese fanden ab den 30er Jahren des 3. Jahrhunderts n. Chr. immer wieder statt. Der Limes wurde von den Römern schließlich 260 n. Chr. aufgegeben; damit auch die römische Besiedlung des Hinterlandes beendet.

In nachrömischer Zeit siedelten dann noch germanische Alamannen in der Ruine der Großsachsener Villa. Bedeutungsvoll ist dies allemal, da die Befunde, welche frühe Alamannen in römischen Ruinen zum Gegenstand haben, noch immer recht selten sind. Zum alamannischen Fundniederschlag (Abb. 8) in Großsachsen gehört ein Kamm aus Bein mit charakteristischen Verzierungen, eine „spätromische“ Bronzefibel sowie handgemachte Keramik, welche den Alamannen zugewiesen werden kann. Die Fundstücke zeigen eine Besiedlung um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. an.

Die Anlage der römischen Villa rustica in dem heute „Alter Weg“ bezeichneten Flurgewann in antiker Zeit erfolgte zunächst natürlich wegen des fruchtbaren Bo-

9 HAUPTGEBÄUDE der Villenanlage mit den mehrfach umgebauten Kellernanlagen. Links sind noch die schrägen Rampen von Ladeluken sichtbar.





10 „KULTBAU“ mit den Fundamenten eines inneren Mauergeviertes und einer äußeren Wandelhalle. Im Hintergrund die zum Hauptgebäude ziehenden Verbindungsmauern.

dens, der sie nach allen Seiten hin umgibt. Zum anderen war die Nähe zur stadtartigen römischen Siedlung von Ladenburg, dem antiken Lopodunum, maßgebend. Dort saß die „Bezirksregierung“ der Civitas Ulpia Sueborum Nicretum, also der Gebietskörperschaft der Neckarsweben, die unter Kaiser Ulpus Traianus wohl um 98 n. Chr. gegründet worden war. Hier waren auch die Märkte vorhanden, auf denen der Gutsbesitzer von Großsachsen seine Produkte absetzen konnte. Die römischen Bewohner der Villa haben die Basilika Lopodunums und seine weiteren großartigen Bauten in Sichtweite vor sich gehabt. Ein weiterer wichtiger Grund für die Errichtung der Villa an dieser Stelle war sicherlich auch die Lage zwischen zwei bedeutenden Fernstraßen, einmal der schon in vespasianischer Zeit (um 75 n. Chr.) errichteten, nord-süd-verlaufenden Rheintalstraße westlich der Anlage, zum anderen der in domitianisch-trajanischer Zeit gebauten „Bergstraße“ (heute etwa identisch mit dem Verlauf der B 3). Stichstraßen dürften jeweils die Verbindung zwischen den Überlandwegen hergestellt haben.

Abgesehen von den prähistorischen Siedlungsspuren der Rössener Kultur fanden sich frühere römische Besiedlungsspuren der Zeit um 100 n. Chr. in Form von vergangenen Holzstrukturen, die als Verfärbungen noch sichtbar waren. Somit ergibt sich eine Zeitdauer der römischen Besiedlung am Ort von über 160 Jahren (100–260 n. Chr.). Der Besitzer der Villa rustica von Großsachsen gehörte sicherlich zu den Bessergestellten. Dies verdeutlichten die Ausstattung des Bauwerks und

seine Abmessungen. Vielleicht handelte es sich um einen der Ratsherren, die im nahen Ladenburg die Geschicke der „Verwaltungsgemeinschaft“ der Neckarsweben lenkten.

Erhaltung des Hauptgebäudes der Villa rustica von Großsachsen

Die wissenschaftliche Bedeutung der Villa rustica von Großsachsen steht außer Zweifel. Sie besteht nicht nur in der beeindruckenden Größe der Gesamtanlage, die nach den Verfärbungsspuren der Umfassungsmauern im Gelände 300 × 300 m groß ist und damit ein Areal von fast 9 ha einnimmt. Darüber hinaus geben die Bau-Details, Raumabfolgen und Ausstattung, das Fundmaterial und die Beziehung der Gesamtanlage zum römischen Ladenburg aufschlußreiche Erkenntnisse über die ländliche Besiedlung in römischer Zeit im Bereich des nördlichen Neckarmündungsgebietes und der Bergstraßenregion.

Es handelt sich bei der Gutshofanlage von Großsachsen um eine der wenigen Villae rusticae im Neckarmündungsgebiet, die durch archäologische Ausgrabungen wenigstens teilweise systematisch erforscht werden konnte und deren Erhaltungszustand noch so hervorragend ist, daß hier exemplarisch zumindest Teile eines römischen Landgutes dokumentiert werden können. Das Landesdenkmalamt befürwortet deshalb die Bestrebungen der Gemeinde Hirschberg zur Erhaltung der freiliegenden Bauteile und begrüßt die Entscheidung des Gemeinderates, die Anlage zu konservieren

und sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, zumal die Gemeinde Hirschberg ihre Bereitschaft erklärte, die Kosten einer Restaurierung und Konservierung der Anlage sowie deren Folgekosten im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu übernehmen.

Die weitere Beackerung des Geländes wird unweigerlich zur endgültigen Zerstörung der Befundsubstanz führen. Auch die daher notwendige Ausgrabung, notwendig, um als letzte Konsequenz der denkmalpflegerischen Tätigkeit das Objekt wenigstens auf dem Papier, in Zeichnungen und Fotos, in Beschreibungen und Berichten zu „retten“, kommt einer endgültigen Zerstörung des Objektes gleich, wurde doch von Vertretern der Landwirtschaft gefordert, daß alle Steine, alle Mauerreste und sonstige Bruchstücke aus dem Boden herauszureißen seien, um die Bodenqualität zu verbessern. Eine jetzt noch mögliche Erhaltung des Hauptgebäudes verhindert die unwiederbringliche Zerstörung einer Anlage, die immerhin schon 18 Jahrhunderte im Boden ruht. So stehen sich hier also öffentliche Belange und landwirtschaftliche Interessen gegenüber, die allerdings recht kurzfristiger Natur sein können, da sich mit einer nächsten Flurbereinigung in 30 bis 40 Jahren die Eigentumsverhältnisse schon wieder geändert haben können.

Weitere Gründe für die Erhaltung der Anlage lassen sich darüber hinaus noch benennen:

- Das Flurbereinigungsverfahren ist noch nicht abgeschlossen. Somit ergeben sich noch Möglichkeiten des Flächenaustausches bei Zuweisung in Besitz und Nutzung. Die Möglichkeit der Erhaltung des römischen Hauptgebäudes ist also a priori noch gegeben. Es sollte von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht werden.
- Die bisherige archäologische Untersuchung erbrachte eine atypische, daher wissenschaftlich außerordentlich interessante, sehr gut erhaltene Haupthausanlage eines römischen Gutshofes, die aus mehreren ineinander verschachtelten Bauphasen besteht und Rückschlüsse auf die Bauentwicklung und damit auch auf die soziale Entwicklung des römischen Eigentümers zuläßt. Des weiteren wurde ein Badegebäude ausgegraben, das im Hinblick auf Größe und Ausstattung den Vergleich mit den großen Thermenanlagen am Limes draußen nicht scheuen muß. Zumindest der Grundriß des Badegebäudes ließe sich mittels gestalterischer Elemente wiederherstellen. Damit ließe sich der repräsentative Teil des römischen Gutshofes anschaulich darstellen.

– Die landschaftliche Lage der Villa rustica von Großsachsen ist reizvoll, ist die Anlage doch eingebettet zwischen die Ackerflächen und Obstplantagen der östlichen Rheinebene. Die Topographie in römischer Zeit läßt sich an Ort und Stelle sehr schön nachvollziehen.

– Der Gutshof liegt in einem dicht besiedelten und gerne besuchten Raum im Neckarmündungsgebiet und der Bergstraßenregion zwischen den Ballungsräumen Mannheim/Ludwigshafen, Heidelberg, Darmstadt. Er ist von der Autobahn her leicht zu erreichen, ja man kann ihn von der Autobahnbrücke aus erkennen. Die erhaltene Anlage könnte somit einen weiteren touristischen Akzent setzen.

– Die konservierte Villa rustica von Großsachsen, mitten in einem flurbereinigten Gebiet, eignet sich auch als Auflockerung des Landschaftsbildes und als Erholungs- und Rastplatz für Wanderer.

Diese hier nur stichwortartig dargestellten Gesichtspunkte sprechen insgesamt für die Erhaltung der Gutshofanlage bei Großsachsen als einem hervorragenden Anschauungsobjekt und als Anziehungspunkt im Raum Mannheim–Heidelberg–Darmstadt. Das Landesdenkmalamt hat sich daher für die Erhaltung dieses archäologischen Kulturdenkmales an Ort und Stelle ausgesprochen, da es sich nur dadurch erreichen läßt, daß die römische Villa rustica von Großsachsen vor der endgültigen Zerstörung bewahrt werden kann. Eine Versetzung der Anlage auf andere Flurstücke, wie auch schon erwogen wurde, muß aus konservatorischen Gründen, aus Gründen einer abzusehenden Kostenexplosion sowie allgemein aus der historischen Authentizität eines Kulturdenkmales verpflichteten Gründen abgelehnt werden.

Eine Möglichkeit zur Erhaltung der Anlage ist aber auch, das gesamte Gelände mit einem so mächtigen Humusauftrag zu überdecken, daß eine Gefährdung der Bausubstanz des Hauptgebäudes wie auch der nicht ausgegrabenen Nebengebäude durch die landwirtschaftliche Nutzung in Zukunft ausgeschlossen sein wird. Auch durch diese Maßnahme wäre aus der Sicht der Archäologischen Denkmalpflege das Kulturdenkmal gerettet und damit dem Denkmalschutz Rechnung getragen.

*Dr. Egon Schallmayer
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1*

Mitteilungen

Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Dr. Berndmark Heukemes, Ladenburg

Am 26. 2. 1986 wurde Herrn Dr. Berndmark Heukemes, Ladenburg, für seine Verdienste um Archäologie und Denkmalpflege im Neckarmündungsgebiet das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Damit fand das rund 40jährige rastlose Wirken eines Mannes die verdiente Anerkennung, der im weiten Umkreis von Heidelberg und Ladenburg längst zur festen Institution geworden ist.

Den 1924 in Aachen geborenen und im 2. Weltkrieg mehrfach schwerverwundeten B. Heukemes führten die Wirren bei Kriegsende nach Nordbaden, wo er zunächst in Karlsruhe Architektur und Baugeschichte studierte, aber schon bald nach Heidelberg überwechselte und sich dem Studium der Klassischen Archäologie und Ur- und Frühgeschichte zuwandte und mit einem Thema zur Provinzialrömischen Archäologie promovierte.

Bereits in Karlsruhe war er in Berührung mit der archäologischen Denkmalpflege gekommen, wie noch mancher Fundbericht und zahlreiche Skizzen in den Akten erkennen lassen. Dieses En-

gagement verstärkte sich noch mit dem Umzug nach Heidelberg, und er wurde einer der ersten ehrenamtlichen Mitarbeiter der archäologischen Denkmalpflege nach dem Kriege. Diese Aufgabe nimmt er auch heute noch mit derselben Begeisterung für den Altkreis Heidelberg wie am ersten Tage wahr.

Es ist ihm gelungen, sich in seinem neuen Arbeitsgebiet sehr rasch heimisch zu machen und bereits um 1949 fand er in Ladenburg in einem Bauwerk eine neue Heimat, das er selbst zunächst vor dem Abbruch und dann in unermüdlichem Einsatz vor dem Zerfall bewahrt hat. Der Bischofshof, die Sommerresidenz der Wormser Bischöfe, wurde so nicht nur zu einem herausragenden Baudenkmal innerhalb der Stadt, sondern zugleich Ansatz und Ausgangspunkt der nicht zuletzt vor ihm in Gang gebrachten Altstadtsanierung Ladenburgs. Bürgerschaft und Stadt haben dies anerkannt und ihren Dank durch die Verleihung der Ehrenbürgerwürde zum Ausdruck gebracht.

Neben dem Einsatz für die Baudenkmalpflege, der die Stadt Ladenburg die Rettung manchen Baudenkmal verdankt, galt sein Interesse in erster Linie der Rettung und Dokumentation archäologischer Befunde. Es sei deshalb gestattet, wenigstens die wichtigsten Dinge in aller Kürze zu nennen.

Bereits kurz nach dem Krieg standen in den Jahren ab 1949 die großflächigen Untersuchungen im Bereich des Heidelberger Universitätsgeländes auf dem Neuenheimer Feld und in der Südstadterweiterung Ladenburgs an. Erstere führten zur Aufdeckung von rund 1500, zum Teil vorzüglich ausgestatteten römischen Gräbern; die Untersuchungen in Ladenburg erbrachten neue großflächige Erkenntnisse über diesen Teil der römischen Stadt. In Neuenheim gelang darüber hinaus der Nachweis von vier weiteren Kohortenkastellen; es folgten

neue Erkenntnisse zum Ostkastell, die Aufdeckung weiterer Kastellreste und zahlreicher Töpfereibetriebe, die allein die Bedeutung dieser römischen Siedlung offenlegen.

Ein anderer Schwerpunkt der Tätigkeit von Berndmark Heukemes war immer wieder der Heiligenberg mit seinen prähistorischen, römischen und mittelalterlichen Resten und Bauwerken. Durch seine Initiative wurde der Freundeskreis des Heiligenberges gegründet, der auch die Restaurierung der Kloster- und Kirchenruinen auf dem Berg mit vorangetrieben hat.

In Ladenburg entdeckte er 1965 das eindrucksvolle Mithrasrelief, Teil eines römischen Kultraumes, in dem der persische Lichtgott Mithras verehrt wurde. Nur zwei Jahre später entriß er die Überreste eines römischen Theaters dem Ladenburger Boden; im Jahr darauf gelang ihm die Freilegung der großen Badethermen der römischen Stadt.

In all den Jahren führte Herr Heukemes unzählige Befundbeobachtungen im Stadtgebiet von Ladenburg und Heidelberg durch. Standen am ersten Ort vor allem die ur- und frühgeschichtlichen Objekte im Vordergrund, waren es in Heidelberg daneben auch Beobachtungen mittelalterlicher und neuzeitlicher Aufschlüsse, so etwa zahlreiche Untersuchungen in der Altstadt und im Schloßbereich. So konnte er in den 70er Jahren die beinahe unversehrten Reste eines Professorenhaushaltes aus der Zeit des französischen Überfalls (1689/93) und noch 1980 im Collegium Academicum eine Fäkalienrube mit hervorragenden Glas-, Leder- und Holzfunden des beginnenden 16. Jahrhunderts bergen.

Einer der wichtigsten und spektakulärsten Ausgrabungsbefunde war die Entdeckung eines spätrömischen Burgus valentinianischer Zeit, d. h. aus den 60er Jahren des 4. Jahrhunderts n. Chr., der beim Neubau des Ladenburger Rathauses zutage kam. Seine rasch erfolgte Publikation hat nicht nur in der Fachwelt Aufsehen erregt.

An dieser Stelle darf auch sein Einsatz im gesamten Kreisgebiet nicht unterschlagen werden, der von Wiesloch über Wiesenbach bis nach Eberbach reicht und von dem sich – wie von den bereits genannten Arbeiten – das Dokumentationsmaterial in seinem Büro im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg häuft. Hier kommt vor allem das zeichnerische Talent des ehemaligen Architekturstudenten voll zur Geltung. Gelingt es ihm doch, mit wenigen

Pflegerausweis für den Studenten B. Heukemes, ausgestellt im Dezember 1948 von der Regierung des Landesbezirks Baden. In der nunmehr rund 40 Jahre währenden Zusammenarbeit mit dem Inhaber lebt auch ein Stück Geschichte der Denkmalpflege.



Strichen das jeweils Wesentliche eines Befundes zu erfassen.

Eine besondere Leistung stellt das Wirken von Berndmark Heukemes am Kurpfälzischen Museum in Heidelberg dar. Dies gilt in erster Linie für die Art und Weise, wie er hier seine Tätigkeit ausübt.

In einer wirklich zuschauernahen Präsentation versteht B. Heukemes es, das Interesse an den Gegenständen und damit an der Geschichte zu wecken. Durch sein graphisches Können, durch die Modellgestaltung, durch Zeichnung und Vitrinenausstattung gelingt es, Informationen zu geben, die weit über den Fund hinausreichen. Der staunende Besucher kehrt mit reichen Eindrücken und zum Nachdenken angeregt nach Hause zurück.

All dies zusammen hat bewirkt, daß Denkmalpflege im Neckarmündungsgebiet ohne die Person von Berndmark Heukemes nur noch schwer vorstellbar ist. Die Kollegen des Landesdenkmalamtes freuen sich mit Ihnen, verehrter Herr Heukemes, daß Ihr langjähriger Einsatz mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes seine augenfällige Anerkennung gefunden hat, und hoffen, daß Sie noch lange bei guter Gesundheit in diesem Sinne weiterarbeiten können.

Egon Schallmayer/Dietrich Lutz

★

Denkmalpflege im Ortenaukreis

„Denkmalpflege zum Anfassen“ – unter diesem Motto stand die Ausstellung im Landratsamt des Ortenaukreises in Ofenbürg vom 22. 11. bis 15. 12. 1985. Die Ausstellung wurde vom Historischen Verein Mittelbaden, dem Ortenaukreis und vom Landesdenkmalamt, Außenstelle Freiburg, ausgerichtet.

Anhand von Schautafeln und Exponaten konnte sich der Besucher einen Einblick in das „Handwerk“ der Denkmalpflege und des Denkmalschutzes verschaffen. Nicht nur vorbildlich restaurierte Kulturdenkmale konnten in hervorragenden Fotos vorgestellt werden; auch Informationen wie Aufbau und Organisation von Denkmalpflege und Denkmalschutz wurden anschaulich grafisch dargestellt. An den Wochenenden hatten Handwerker Gelegenheit, alte Handwerkstechniken an mitgebrachten Objekten zu demonstrieren. Ein Restaurator erläuterte Sinn und Zweck einer guten Restaurierung, auch wenn das Kulturdenkmal noch so klein ist, wie z. B. ein Gasthausschild. Eine eigene, auf den Ortenaukreis zugeschnittene Informationsbroschüre fand guten Anklang.

Die Resonanz auf die Ausstellung war durchweg positiv. Aus diesem Grunde haben sich die drei Veranstalter entschlossen, die Ausstellung „Denkmalpflege im Ortenaukreis“ auf die Wanderschaft durch den Landkreis zu schicken.

So wird im Jahre 1986 die Ausstellung in die entfernteren Gebiete des größten Kreises von Baden-Württemberg getragen werden, um auch dort dem Interessenten die Möglichkeit der Information zu geben.

★

Arbeitskreis für Hausforschung in Baden-Württemberg gegründet

Das Bewußtsein für die Bedeutung und den Wert der sogenannten anonymen historischen Architektur in den Städten und auf dem Lande – also der älteren Bürgerhäuser wie der vielschichtigen ländlichen Gebäude vom Bauernhaus über die Scheunen bis zu den zahlreichen Kleinbauten – hat sich in den letzten Jahren deutlich verstärkt. Beinahe scheint es heute schon unmöglich, ein ortsbildprägendes „schönes“ Fachwerkhaus abzubrechen. Bei einem verputzten „alten Steinkasten“ wird es allerdings schon wesentlich schwieriger, eine positive Haltung für dessen geschichtlichen Wert zu erzeugen.

Mit dieser insgesamt erfreulichen Entwicklung, die eben mehr oder weniger doch nur die Hausfassade betrifft, hat der Kenntnisstand über die historischen Bauformen und die damit zusammenhängenden Lebensweisen früherer Zeiten nicht Schritt halten können. Erst langsam und allmählich setzt sich die Einsicht durch, daß ein historisches Bauwerk nicht allein nach seinen vier Außenwänden beurteilt werden kann, sondern daß es auch ein reiches und vielfältiges Innenleben besitzt und oft über viele Generationen hinweg umgebaut, angebaut oder verändert wurde. Nur das genaue Wissen um die Baugeschichte eines Gebäudes und die Kenntnis von seinem Stellenwert unter vergleichbaren Objekten kann erst ein behutsames, objektbezogenes Erhaltungskonzept ermöglichen. Das bedeutet, daß vor jeglichen Planungsüberlegungen, sei es nun Stadtplanung oder Bauplanung, die „Hausforschung“ als Wissenschaft gefragt werden muß. Von ihr werden wirklichkeitsgetreue Bauaufnahmen, Untersuchungen zu Farb- und Putzschichten sowie „bauarchaische“ Analysen zur Baugeschichte erwartet. Um der Hausforschung, die in Baden-Württemberg bisher mehr oder weniger sporadisch und zufallsbetont ohne größeren Zusammenhang und ohne notwendigen Erfahrungsaustausch arbeitet, bei den anstehenden Problemen der Erhaltung und Bewahrung der historischen Bausubstanz mehr Gewicht und Mitsprache zu geben, haben sich 1985 erstmals Hausforscher aus den verschiedensten Berufs- und Arbeitsbereichen zu einem Arbeitskreis für Hausforschung in Baden-Württemberg zusammengefunden.

Der neue Arbeitskreis hat sich zur Aufgabe gesetzt, das Interesse an wissenschaftlichen Qualitäten der Hausforschung bei Denkmalpflegern, den Frei-

lichtmuseen und den vielen privaten und öffentlichen Bauherren zu wecken und damit die notwendige Grundlagenforschung mit Bauaufmaßen und Bauuntersuchungen bei historischen Bauten konsequent in Gang zu setzen. Gerade die im Verhältnis zum überkommenen Hausbestand wenigen in den letzten Jahren vorgenommenen Untersuchungen auf diesem Gebiet haben Ergebnisse gezeitigt, die oftmals bisherige Annahmen über die vergangenen Bauweisen und Lebensgewohnheiten völlig umwarfen, man denke nur an die bis dahin nicht für möglich gehaltene Entdeckung von bürgerlichen Bauten aus dem 13. und 14. Jahrhundert in mehreren Städten Südwestdeutschlands, wie in Esslingen, Rottweil, Schwäbisch Hall oder Biberach, um nur wenige Beispiele zu nennen.

Schon bei der Gründungsversammlung im Juli 85 im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart wurde deutlich, daß die Hausforschung in Baden-Württemberg trotz einzelner überragender Erfolge noch in den Kinderschuhen steckt. Als wesentliche Mängel wurden von den 33 Teilnehmern das geringe Problembewußtsein der offiziellen Instanzen, die bisher fehlende Kommunikation und der spärliche Erfahrungsaustausch empfunden. Vorbilder und Anregungen für eine systematische Hausforschung im Südwesten könnten dagegen die bestehende Organisation in Bayern mit dem beim Bayerischen Nationalmuseum im Aufbau befindlichen Archiv für Hausforschung und die intensive Forschungsarbeit am Westfälischen Freilichtmuseum in Detmold bieten, wie die beiden Referenten Dr. Kilian Kreiling vom Bayerischen Nationalmuseum München und Dr. Ulrich Großmann vom Freilichtmuseum Detmold berichteten.

Der neu gegründete Arbeitskreis für Hausforschung in Baden-Württemberg will für alle am historischen Hausbau und den damit zusammenhängenden Bereichen Interessierte eine Plattform bieten und Voraussetzungen schaffen für eine gründliche Forschungsarbeit. Dazu wird es insbesondere notwendig sein, die bisherigen Arbeiten und Unterlagen zu diesem Thema, die meist noch in Privatarchiven schlummern, allgemeiner zugänglich zu machen, sie an einer zentralen Stelle zu sammeln und zu ordnen. Neben diesem zukünftigen Planarchiv und einer Fotosammlung ist eine eigene Publikationsreihe zu Themen der Hausforschung in Baden-Württemberg mit jährlichem oder zweijährigem Erscheinungsrhythmus vorgesehen.

Um den fachlichen Austausch auch über die für die Hausforschung engen Landesgrenzen hinweg zu verbessern, ist es vorstellbar, daß sich der baden-württembergische Arbeitskreis als Regionalgruppe dem schon seit nach dem Kriege bestehenden international aner-

kannten „Arbeitskreis für Hausforschung“ mit dem Geschäftssitz in Sobornheim/Nahe anschließt. In diesem Arbeitskreis haben sich die bedeutendsten Hausforscher Deutschlands, der Schweiz, Österreichs und Skandinaviens zusammengeschlossen.

Der baden-württembergische Arbeitskreis versteht sich weniger als Institution denn als Forum, es gibt keine Vereinsgründung, keinen Beitrag und keine Geschäftsordnung. Jeder, der zu dem Thema „Historischer Hausbau“ im weitesten Bereich etwas beitragen kann, ist eingeladen, an dem jährlich zweimal stattfindenden Meinungsaustausch teilzunehmen.

Das zweite Treffen des Arbeitskreises fand am 2. Dezember im Hohenloher Freilandmuseum in Schwäbisch Hall-Wackershofen statt. Dabei konnten schon einige erste konkrete Ergebnisse für die zukünftige bessere Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Disziplinen und den verschiedenen Einrichtungen erreicht werden, wenn auch leider bisher die Universitäten des Landes kaum vertreten sind. So wird die listenmäßige Erfassung der jüngsten Arbeiten auf dem Gebiet der Bauforschung begonnen, eine Liste der für Farb- und Putzuntersuchungen geeigneten Restauratoren wird zusammengestellt, und zusammen mit dem Landesdenkmalamt wer-

den Kriterien für Bauaufnahmen in verschiedenen Genauigkeitsstufen aufgestellt. Als Sprecher des Arbeitskreises haben sich zu Verfügung gestellt: Dr. Herrmann Dettmer, Burghard Lohrum und Dr. Rainer Hussendörfer, die den Arbeitskreis nach außen vertreten und die jeweils nächsten Treffen vorbereiten.

Interessierte, die Näheres über den Arbeitskreis und über die Veranstaltungen erfahren möchten, wenden sich bitte an die Kontaktadresse: Dr. Rainer Hussendörfer, beim Landesdenkmalamt, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1.

Albrecht Bedal

Buchbesprechung

Christoph Bertsch: ... und immer wieder das Bild von den Maschinenrädern. Beiträge zu einer Kunstgeschichte der industriellen Revolution. Ernst & Sohn, Verlag für Architektur und technische Wissenschaften, Berlin, 1986, 160 S., 163 Abbildungen.

Es ist ein altbekanntes (vor allem in bezug auf die Bürokratie durch einen gewissen Herrn Parkinson glänzend analysiertes) Phänomen, daß sich eine Institution, nachdem sie sich etabliert hat, in ihre Umgebung auszuweiten beginnt. Die Technikgeschichte zum Beispiel kann heute bereits mit Recht als eine etablierte wissenschaftliche Disziplin bezeichnet werden. Diesen Stellenwert verdankt sie insbesondere dem erweiterten Denkmalbegriff des 20. Jahrhunderts, der nicht mehr auf die Objekte der Kunstgeschichte beschränkt wird. Im Gegenzug versucht auch die Technikgeschichte in das Territorium der Kunstgeschichte einzudringen – während die Kunstgeschichte das Feld der Industriekultur auszuleuchten beginnt. Dieses wechselseitige Durchdringen kann durchaus fruchtbar sein, solange sich die jeweilige wissenschaftliche Disziplin auf die eigenen Tugenden (sprich: Wissen, Können, ...) besinnt. Die Verlockung, den anderen „ins Handwerk zu pfuschen“ ist groß ...

Das neueste Beispiel dieses Wechselstroms von Anregungen und Interpretationen legt Christoph Bertsch mit seinem Buch vor. Der Autor, Universitätsdozent in Innsbruck, ist 1981 mit seinem Buch über die Fabrikarchitektur in Vorarlberg in Erscheinung getreten. Seine „Beiträge zu einer Kunstgeschichte der industriellen Revolution“ sind ein gewagtes, mutiges Unternehmen, wie jede Grenzüberschreitung. Das Umschlagbild des Buches (das Gemälde „Eisenwalzwerk“ von Adolf Menzel) suggeriert, daß die Anregung der bildenden Kunst durch die industrielle Revolution, die Darstellung der Ar-

beitswelt etwa durch die Malerei das Hauptthema sei. Doch schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis enttäuscht den Kunsthistoriker, der vor allem „die Auswirkungen“ der „veränderten Gesellschaftsstrukturen des 19. Jahrhunderts auf ... die Malerei“ (wie in der Vorbemerkung im Klappentext und auf dem Bestellzettel des Verlages angekündigt) erläutern will.

Die Fabrikarchitektur, die Gebrauchsgrafik und die in ihrer kunsthistorischen Bedeutung zwar sekundäre, für die Kulturgeschichte der industriellen Revolution aber nicht minder bedeutende Veduten- und Porträtmalerei zur Selbstdarstellung eines Industriellen sind die wahren Inhalte des Buches. Fast ausschließlich auf Beispiele aus Vorarlberg und Umgebung beschränkt, präsentiert das Buch als Schwerpunkte die Themenkomplexe Arbeitersiedlung, Fabrikarchitektur, Firmenbriefköpfe und „Industriebilder“ (gemeint sind Fabriksichten mit Landschafts- und Figurenstaffage). Nur einleitend wird der vom Umschlagbild verführte Buchkäufer klassische Themen der Kunstgeschichte vorfinden, darunter auf einigen wenigen Seiten auch die Darstellung der Arbeit durch die Malerei des 19. Jahrhunderts, eingeklemmt zwischen die flüchtige Betrachtung der Revolutionsarchitektur des C. N. Ledoux im späten 18. Jahrhundert und die „Maschinenästhetik und Zweckerfüllung in der deutschsprachigen Architekturtheorie im 19. Jahrhundert“. Dabei wird das 1794 fertiggestellte Gemälde „Hof der Irren“ von dem Spanier Francisco Goya mit der industriellen Revolution in Verbindung gebracht – eine waghalsige, fragwürdige Interpretation. Zu der Abbildung von Claude Monets „Bahnhof St. Lazare“ aus dem Jahre 1877 (auf Seite 19) wird der Leser vergeblich nach einer Interpretation suchen – die zitierten Anmerkungen von Delacroix (die er ohnehin zwei Jahrzehnte vor dem Ge-

mälde machte) stehen in keinem Zusammenhang mit den Intentionen der Malerei des Impressionismus.

Die Qualitäten des Buches liegen auf anderen Gebieten – so daß man geneigt ist, bezüglich des Inhalts für das bekannte „Weniger wäre mehr gewesen“ zu plädieren. Dieses „Weniger“ ist das umfangreiche Feld der Industriearchitektur, auf dem Bertsch schon 1981 Meriten erworben hat. Mit einer glänzenden Übersicht über den Einfluß der Maschinenästhetik auf die Architekturtheorie des 19. Jahrhunderts kehrt der Autor von dem weniger geglückten Ausflug auf das Gebiet der Malerei zu der Baukunst zurück. Die Auszüge aus dem Roman „Harte Zeiten“ von Charles Dickens vermitteln am Anfang des zweiten Kapitels ein aufschlußreiches, wenn auch subjektives Bild von einer englischen Industrielandschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Solche Schilderungen besitzen trotz ihrer literarischen Färbung den Wert eines erst-rangigen Dokuments, denn sie liefern den zeitgenössischen Stellenwert der Industriedenkmäler und ihre damalige Wirkung – manch einer verklärten Darstellung der Fabriken durch die Ästheten der Gegenwart wirkt dies entgegen und gibt nicht zuletzt auch der Denkmalpflege Hilfsmittel zur Beurteilung der Industriedenkmäler in die Hand. Eben diesen Stellenwert besitzt auch die nachfolgende Schilderung der geschichtlichen Entwicklung der Bauaufgabe Industriesiedlung, bestehend aus der Unternehmervilla, der Fabrik und der Arbeitersiedlung. Bertsch skizziert zuerst die theoretischen Grundlagen, nennt die wegweisenden Projekte, aber auch die Utopien eines Robert Owen oder Charles Fourier, um dann an konkreten Vorarlberger Beispielen die Resultate zu demonstrieren. Der Abschnitt über die „Fabrikarchitektur als Bedeutungsträger“ nennt in zwölf Thesen Argumente, die für die Begründung der

Denkmaleigenschaft dieses Bautyps hilfreich sind. Für die eingangs angesprochene Wechselseitigkeit der wissenschaftlichen Disziplinen ist der Abschnitt über die „Arbeitersiedlungen des 19. Jahrhunderts als Wegbereiter der Minimalwohnung“ beispielhaft: auch für die mit der Industriegeschichte nicht direkt verwandte Sparte Siedlungsbaukunst ist der Ausflug zu der Nachbardisziplin zumindest lohnend.

Neuland im Grenzbereich zwischen Kunst und Kommerz betritt Bertsch mit dem 3. Kapitel, das der Gebrauchsgrafik, den Briefköpfen als Mittel der unternehmerischen Selbstdarstellung gewidmet ist. Die Erfindung der Lithographie durch Alois Senefelder kurz vor 1800 gab dem Unternehmer des 19. Jahrhunderts ein preiswertes, leicht zu handhabendes Produkt in die Hand, mit dessen Hilfe er seine Fabrikationsanlagen, Erzeugnisse, Privilegien oder auch die allegorische Erhöhung der eigenen Tätigkeit der Kundschaft präsentieren konnte. Wie für den Kunsthistoriker, so auch für den Denkmalpfleger sind diese Briefköpfe höchst aufschlußreich: der eine kann in konzentrierter Form die Entwicklungsgeschichte der dekorativen Künste im 19. Jahrhundert ablesen, der andere erhält dokumentarisches Material über die originale Bau-

substanz der Industrieanlagen. Wieder ein Beispiel für die Wechselseitigkeit und die Mehrzweckfunktion unterschiedlicher Disziplinen . . . Sehr eng mit den Veduten der Briefköpfe sind die sogenannten Industriebilder verwandt – Bertsch meint damit gemalte Ansichten von Fabrikanlagen, die zum Teil nur am Rande eines Motivbildes oder eines Familienporträts sichtbar sind. Diesen Gemälden eine höhere Bedeutung beizumessen als der bloßen Landschaftsdarstellung, in ihnen ikonologische Gehalte zu sehen, halte ich allerdings ebenfalls für fragwürdig. Die idealisierte Darstellung einer Fabrik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist keine Sonderleistung des Industriebildes, sondern sehr wohl konform mit dem Idealismus der Malerei des Klassizismus, die Schönheit und nicht Realismus darzustellen zu ihrer Maxime erhob. Man sollte nicht immer mehr sehen wollen, als dargestellt ist . . .

Bertsch schließt sein Buch mit einem umfangreichen Anhang ab, der vor allem sozialgeschichtlich bedeutende Quellentexte (Statuten von Krankenkassen, Arbeitsordnungen einer Maschinenfabrik), Literaturauswahl, Anmerkungen und einen Katalog der im Text behandelten Objekte beinhaltet.

Julius Fekete

Neuerscheinung

Dietger Grosser: Pflanzliche und tierische Bau- und Werkholzschädlinge. DRW-Verlag, Leinfelden-Echterdingen 1985. 159 S. mit zahlr. meist farbigen Abbildungen.

In dem hervorragend illustrierten Band werden die bei uns überwiegend vorkommenden pflanzlichen und tierischen Holzschädlinge behandelt und die jeweils möglichen Bekämpfungsmaßnahmen erörtert. Der am Institut für Holzforschung der Universität München tätige Verfasser gliedert das Werk in drei Hauptabschnitte: Aufbau des Holzes, Pflanzliche Holzschädlinge und Tierische Holzschädlinge. Er hat über ein Jahrzehnt vor allem Bildmaterial gesammelt und systematisch aufbereitet, wodurch der Benutzer in die Lage versetzt werden soll, die jeweilige Ursache zu bestimmen und entsprechende Gegenmaßnahmen zu ergreifen. *D. Lutz*

Berichtigung: Nachrichtenblatt Heft 2/1986, Aufsatz Krins, Die Freilegung des Ulmer Münsters und ihre Folgen, S. 50, Abb. 5. Der Abdruck ist seitenverkehrt; die Ansicht zeigt das Münster von Norden.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotografien stellen zur Verfügung:

J. Feist, Pliezhausen 94–97 Abb. 6, 99–101;
H. Hell, Reutlingen 98 Abb. 8;
Generallandesarchiv Karlsruhe, Sig. 229/94615, 109;

Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart, Neg. Nr. 33552, 98 Abb. 7;
Vereinigung Walldorfer Heimatfreunde e.V. 1965, Walldorf 89;
LDA – Karlsruhe 86–88, 90, 91, 102–108, 110, 111, 125–132;
LDA – Stuttgart 120, Ortskernatlas BW 121–124, Hefte Stadt Schwäbisch Hall, Stadt Esslingen a. N., Stadt Schwäbisch Gmünd;
die Luftbilder wurden 1982/83 aufgenommen von:
Stuttgarter Luftbild Elsäßer GmbH, Stuttgart;

LDA – Tübingen Titelbild.

Aus: Fleischhauer, Renaissance im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1971, 97 Abb. 5.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

B. Lohrum/H.-J. Bleyer, Ettenheimmünster 112–119;
LDA – Karlsruhe 127.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

<p>Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag</p>	<p>Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann München/Berlin 1978 <i>Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim</i></p>	<p>Band 5 Hans-Wilhelm Heine <i>Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee</i> Stuttgart 1979</p>	<p>Band 3 Teil 1: Robert Koch <i>Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach</i></p>	<p>Band 10 Peter Paulsen Helga Schach-Dörge <i>Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)</i> Stuttgart 1978</p>
<p>Band 1 (vergr.) Peter Breitling Hans Detlev Kammeier Gerhard Loch Tübingen <i>Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns</i> München/Berlin 1971</p>	<p>Bearbeitet von Hans Huth, mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab München/Berlin 1982</p>	<p>Band 6 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1979</p>	<p>Teil 2: Alix Irene Beyer <i>Die Tierknochenfunde</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 12 Ursula Koch <i>Die fränkischen Gräberfelder von Bargaen und Berghausen in Nordbaden</i> Stuttgart 1982</p>
<p>Band 2 Reinhard Lieske <i>Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg</i> München/Berlin 1973</p>	<p>Adolf Schahl, <i>Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises</i> München/Berlin 1983</p>	<p>Band 7 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1981</p>	<p>Band 4 Teil 1: Gustav Riek <i>Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 13 Mostefa Kokabi <i>Arae Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil</i> Stuttgart 1982</p>
<p>Band 3 (vergr.) <i>Stadtkern Rottweil Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt</i> München/Berlin 1973</p>	<p>Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt BW Landesvermessungsamt BW</p>	<p>Band 8 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1983</p>	<p>Teil 2: Joachim Boessneck Angela von den Driesch <i>Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 14 U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck <i>Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim</i> Stuttgart 1983</p>
<p>Band 4 (vergr.) Heinz Althöfer Rolf E. Straub Ernst Willemsen <i>Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke</i> München/Berlin 1974</p>	<p>Heft 2.1. Ladenburg Stuttgart 1984 Heft 1.1. Esslingen a.N. Stuttgart 1985 Heft 1.2. Schwäbisch Gmünd Stuttgart 1985 Heft 1.3. Schwäbisch Hall Stuttgart 1986</p>	<p>Fundberichte aus Baden-Württemberg E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele u. Obermüller)</p> <p>Band 1 Stuttgart 1974 Band 2 Stuttgart 1975 Band 3 Stuttgart 1977 Band 4 Stuttgart 1979 Band 5 Stuttgart 1980 Band 6 Stuttgart 1981 Band 7 Stuttgart 1982 Band 8 Stuttgart 1983 Band 9 Stuttgart 1984 Band 10 Stuttgart 1986</p>	<p>Band 5 Hans Klumbach <i>Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 15 Christiane Neuffer-Müller <i>Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)</i> Stuttgart 1983</p>
<p>Band 5 <i>Der Altar des 18. Jahrhunderts Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe</i> München/Berlin 1978</p>	<p>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth Tübingen</p>	<p>Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag</p>	<p>Band 6 Dieter Planck <i>Arae Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil</i> Stuttgart 1975</p>	<p>Band 16 Eberhard Wagner <i>Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)</i> Stuttgart 1983</p>
<p>Band 6 <i>Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege</i> Verlag Ernst Wasmuth Tübingen 1978</p>	<p>Band 1 Günter P. Fehring <i>Unterregenbach Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 1 Rolf Dehn <i>Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 7 Hermann Friedrich Müller <i>Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)</i> Stuttgart 1976</p>	<p>Band 17 Joachim Hahn <i>Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim</i> Stuttgart 1984</p>
<p>Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag</p>	<p>Band 2 Antonin Hejna <i>Das „Schlößle“ zu Hummertsried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts</i> Stuttgart 1974</p>	<p>Band 2 Eduard M. Neuffer <i>Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 8 Jens Lüning Hartwig Zürn <i>Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg</i> Stuttgart 1977</p>	<p>Band 19 Udelgard Körber-Grohne Hansjörg Küster <i>Hochdorf I</i> Stuttgart 1985</p>
<p><i>Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm</i> Bearbeitet von</p>	<p>Band 3 Barbara Scholkmann <i>Sindelfingen/Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters</i> Stuttgart 1978</p>		<p>Band 9 Klemens Scheck <i>Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960</i> Stuttgart 1977</p>	

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologie des Mittelalters

Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Archäologie des Mittelalters

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 6 60 11

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 29 90

Archäologie des Mittelalters

Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21